

СОВЕТ

Делов

Книжк

Biblioteka  
U. M. K.  
f. Toruń

121705

II



7862.

Lebensbilder aus der baltischen Heimath.

---

# Lebensbilder

aus der baltischen Heimath

von

Johanna Conradi.

*Handl. Museum.*  
*No. 7862.*

Mitau.

Fr. Lucas'sche Buchhandlung.  
(Rochitz u. Behre.)

1861.

B  
Lebensbilder

aus der holländischen Zeit

121.705

1651/41

g 1651/41



*Handwritten signature and number*  
No. 2862

Dr. Curator's stamp

(Small text)

1891

### Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter wurden vor zwei Jahren geschrieben, als der Wunsch, unserer Jugend durch ein ernstes Freundeswort nützlich zu werden, besonders lebhaft in mir erwachte. Wenn sie bisher nicht in die Deffentlichkeit traten, so war das zum Theil die Folge der verschiedenen Versuche, die in der letztvergangenen Zeit gemacht worden, die Zustände unseres Landes auf gehässige Weise zu erörtern, indem man persönliche Abneigung und entstellte Privatverhältnisse zum Gegenstande öffentlicher Besprechung machte. Wenn ich jetzt die Scheu vor der Möglichkeit überwinde, diese kleine Schrift möchte in die Reihe jener böswilligen Versuche gestellt werden, so geschieht das, weil mein Vertrauen zu dem gesun-

den Sinne meiner Landsleute überwiegt, und weil ich mir bewußt bin, keine einzige Persönlichkeit und kein einziges Privatverhältniß aus der Wirklichkeit zum Gegenstande meiner Schilderung gemacht zu haben. Wenn man trotz dieser Versicherung hier und da einige Züge an bekannten Personen wiederfinden sollte, so wird man, hoffe ich, bedenken, daß, wo überhaupt Menschen gezeichnet werden, auch immer Ähnlichkeiten aufzufinden sein müssen.

Ferner wünsche ich meine kleinen Bilder gegen den Vorwurf zu verwahren, sie wollten für umfassende Gemälde heimischen Lebens gelten. Wenn die Culturgeschichte verpflichtet ist, das Völkerleben als ein organisches Ganzes aufzufassen und wiederzugeben, wird an die Erzählung doch nur die bescheidene Forderung gestellt, das Einzelne mit Treue und Sorgfalt zu schildern. Daß man aber vor Allem die Liebe zur Wahrheit aus dem kleinen Buche herauslesen möge, ist der beste Wunsch, den ich demselben in die Deffentlichkeit mitgeben kann.

Die Verfasserin.

## I.

## Ein Pastorat.

Die alte Wanduhr in der großen Stube des Pastorats Wehlen hatte Nachmittags fünf geschlagen. Die Sonnenstrahlen fielen schräge durch die hellen Fenster und zeigten noch die letzten Staubwölkchen, die Piese, das geschäftige Stubenmädchen, im eifrigen Abwischen der Tische aufgejagt. Jetzt sah sie sich noch einmal um; Alles war in Ordnung. Sie zupfte noch etwas an den Diele ntüchern, die wie Eisenbahnen das Zimmer durchschnitten, und eilte hinaus.

Es war ein gar freundlicher Raum, diese Stube — die Jüngern nannten sie den Saal. Die alte Wanduhr in der einen Ecke hatte mehreren Generationen die Geburts- und Sterbestunden geschlagen, Anfang und Ende von Freuden und Leiden bezeichnet. Das große Sopha am Ende des Zimmers, jetzt im stattlichen neuen Ueberzug glänzend, hatte schon manche ähnliche Verwandlung erlebt, wenn das alte Zeug durch unruhige Kinderfüßchen abgenutzt war, oder durch die Vorliebe

eines Vaters oder einer Großmutter für eine besondere Ecke zu sehr gelitten hatte. In den beiden Spiegeln zwischen den Fenstern hatte manch liebliches Gesicht sich allmählig mit den Sorgenfalten des Alters bedecken gesehen und manch graues Haupt vor ihnen der braunen Locken seiner Jugend gedacht. Aber alle diese Erinnerungen und Mahnungen, sie schliefen jetzt. Die Sonne schien so hell und warm; es war Pfingstsonnabend, und stiller Friede wohnte im Hause.

Es ist gar etwas Liebliches, so ein Feiertagssonnabend in einem Pastorat. Es ist ein Tag, nach dem man Heimweh haben kann. Die häuslichen Geschäfte, die bis zu diesem Tage immer mehr anzuwachsen schienen, haben mit der Theilnahme aller weiblichen Familienglieder an denselben ihr Ende erreicht. Mit dem Mittagessen, das etwas mäßiger als gewöhnlich ausfällt, weil alle Hände zu beschäftigt waren, werden sie als beschloffen angesehen, und man freut sich des freien Nachmittags. Schnell werden noch alle Spuren der allgemeinen Thätigkeit weggeschafft, und bis zur alten, guten Theestunde ist Alles bereit zu feiern und liebe Gäste zu empfangen; denn welches Pastorat in unserem gastlichen Kurland hätte nicht seine Feiertagsgäste! — Ist es nun gar Pfingstsonnabend und der liebe Gott hat schönes Frühlingswetter gegeben, so muß ein Menschenherz recht schwer gedrückt sein, das sich dann nicht der Freude öffnet.

Stiller als in andern Pastoraten war es in Wehlen, aber eben so festlich. In das freundliche Wohnzimmer trat jetzt die Hausfrau, eine schlanke Gestalt mit etwas

blassem Gesichte. Sie würde noch jung erschienen sein, wenn nicht einige frühzeitige Sorgenfalten als Andenken manches Leidenstages zurückgeblieben wären. Das dunkle, einfache Hauskleid und das weiße Häubchen paßten so schön zu der wohnlichen Stube, und als sie das Schlüsselkörbchen, das sie in der Hand hatte, wegstellte und sich mit prüfendem Blicke umsah, ob Alles in Ordnung sei, schien der stille Geist des Hauses selbst in ihr verkörpert. Jetzt hörte sie rasche Schritte im Vorhause und Pastor Arnold trat herein.

„Clara noch nicht hier?“ fragte er im Tone getäuschter Erwartung. „Was muß sie nur zurückhalten? Sie konnte längst hier sein, wenn sie so früh ausgefahren wäre, als ich ihr geschrieben.“

„Sie kommt wohl bald, lieber Arnold; es ist ja noch früh. Du weißt ja, wie es in der Stadt geht. Man kommt so schnell nicht fort; und um diesmal noch! Clara wird mit dem Abschiednehmen nicht so schnell fertig. So sehr sich das gute Kind freut, zu uns zurückzukehren, wird ihr die Trennung von den Lieben dort doch gewiß recht schwer. Aber ich bin doch sehr froh, daß wir sie nun wieder zu Hause behalten können!“

„Ja, das weiß Gott!“ sagte Arnold mit einem bekräftigenden Seufzer. „Waisenkinder sind nicht glücklich, aber verwaiste Aeltern sind wohl viel ärmer noch! Seit wir unsern Ernst begraben mußten, ist mir jeder Tag, den das Mädchen noch fern von uns zubrachte, ein schweres Opfer gewesen!“

„Ach, lieber Mann, laß uns nicht so ängstlich die Gegenwart des lebenden Kindes herbeiwünschen. Ich



fürchte recht mich dieser Freude hinzugeben. Wie schwer lernten wir es, das Leid um den Verstorbenen mit dem Gedanken zu mildern, daß ihm wohl sei! Laß uns zufrieden sein, wenn unsere Clara, auch von uns entfernt, nur glücklich ist, ja wenn wir sie nur lebend und gesund wissen!“

„Du hast wohl Recht, liebe Frau“, sagte Arnold mit einem wehmüthigen Blick in ihr blaßes Gesicht. Sie setzte sich an das eine Fenster und sah geduldig hinaus, wo man zwischen den Bäumen des Gartens ein Stück des Weges übersehen konnte. So saß sie lange ohne sich umzuwenden, denn sie wollte ihrem Manne die Thränen nicht zeigen, die langsam ihre Wangen herabrollten. Konnte sie doch noch immer nicht ruhig von dem Verstorbenen sprechen hören! Es war ein Jahr vergangen, seit sie diesen, ihren einzigen Sohn nach langer, schwerer Krankheit in ihren Armen sterben sah, gerade da er die Universität beziehen sollte, da alle Hoffnungen, die sie auf ihn gebaut, in vollster Blüthe standen. Sie war geduldig und still seitdem, aber durch ihr bis dahin braunes Haar zogen sich jetzt einzelne Silberfäden, und ihre Augenlider waren leise geröthet, denn bei der geringsten Berührung ihres Schmerzes von außen drangen ihre Thränen unaufhaltsam hervor. Und doch war es dem lebhaften Manne so sehr Bedürfniß, sich durch Mittheilung das Herz zu erleichtern, und so oft ihm die Erinnerung an den Sohn vor die Seele trat, mußte er das aussprechen. Auch täuschte ihn die sanfte Ergebung ihres Wesens, und er hoffte, sie würde gleich ihm den Schmerz überwinden und sich

den Interessen des Lebens wieder zuwenden. Als sie jetzt aber so lange schwieg, trat er ihr näher, sah sie eine Weile mitleidig an, faßte dann ihren Kopf mit beiden Händen und sagte, sie auf die Stirn küßend:

„Sei nun wieder heiter, arme Mutter. Gott hat uns den Sohn genommen, da wir noch keine Sorge und keinen Schmerz um ihn gelitten, rein und fromm wie ein Kind. Der Name des Herrn sei gelobt! Laß uns nur beten, daß er uns die Tochter so erhalte, dann können wir auch noch viel Freude haben.“

Wehmüthig lächelnd nickte die Frau, denn sie traute ihrer Stimme noch nicht genug, um zu antworten; aber sie hielt die Hand ihres Mannes eine Weile vor ihre heißen Augen und stand dann auf, um noch die letzten Anordnungen für die Erwarteten zu machen.

„Hast du denn Clara's Zimmer heute auch gesehen?“ fragte sie, nachdem sie noch einigemal in den Nebenzimmern hin- und hergegangen war. „Es ist fast zu elegant geworden für ein Pastorat. Zum Glück sind die alten Stühle und das Sopha hier noch Zeugen unseres einfachen Sinnes, sonst könnte man wirklich glauben, wir leiden an dem großen Uebel der Zeit. Aber komm nur, es ist gar zu hübsch.“

Mit diesen Worten führte die Pastorin ihren Mann durch ein zweites, kleineres Wohnzimmer in ein Stübchen, das ein gar festliches Ansehen hatte. Ein zierliches kleines Sopha und einige Stühle mit grünem Zeuge, schneeweiße Vorhänge an dem hellen Fenster und um das weiße Bett in der Ecke, ein Schreibtisch mit zierlichem Schreibzeug am Fenster, auf dem ein

blühender Rosenstock und kleine Vasen mit Maiglöckchen standen, — das Alles war so freundlich und heiter, daß man sich denken mußte, nur unschuldige, harmlose Gedanken könnten in dieser Umgebung keimen.

„Möchte unser liebes Kind hier recht glücklich sein!“ das war der unausgesprochene Wunsch der beiden Aeltern, als sie sich wohlgefällig in dem kleinen Zimmer umsahen. Der Mutter Augen blieben lange auf einem kleinen Bilde haften, das über dem Sopha hing. Es war das Bild ihres Sohnes, das er den Aeltern schickte, als er das Vaterhaus zum erstenmal verlassen hatte. Heute war es von einem frischen Kranze umgeben. Ein ausdrucksvolles Knabenantlitz schaute aus dem Bilde; die dunkeln Augen voll Geist und Leben erinnerten an den Vater, das liebliche Lächeln gehörte der Mutter. Mit einem Seufzer wandte sich diese endlich ab. Unter dessen war Arnold auf sein Zimmer gegangen und hatte eine schöne Bibel gebracht, die er auf den Schreibtisch legte. „Hier noch für unser Kind ein Schutz und Schirm gegen Alles, was von außen her Gefahr für Kopf und Herz bringen kann“, sagte er. „Gott gebe seinen Segen zu ihrer Heimkehr und erhalte sie auf rechten, guten Wegen.“

Als hätte dieser Segensspruch sie herbeigerufen, hörte man jetzt aus der Ferne Gerassel. „Endlich!“ rief der Vater und eilte hinaus; rascher als gewöhnlich folgte die Mutter. Da kam auch schon der Wagen in das Gehöft gefahren, zwei Damen darin. Die eine, ein blühendes Mädchen, schon halb erhoben, als sie sich näherten, war mit einem Sprunge aus dem Wagen und mit dem Ausruf: „Vater! Mutter!“ in den Armen der

Aeltern, geherzt und geküßt von dem Vater, mit Freudenthränen begrüßt von der Mutter.

Unter dessen war auch die ältere Dame aus dem Wagen gestiegen. „Tante Amalie hat ihre Noth mit mir gehabt!“ rief Clara jetzt fröhlich auch diese umarmend. „Ich konnte es in der letzten Stunde schon gar nicht mehr ertragen ruhig zu sitzen, und doch konnten die müden Pferdchen nicht schneller laufen. Ach, der Weg war so lang, so lang! Nun gottlob! jetzt sind wir da, und jetzt kann ich zu Hause bleiben. Ach, das ist wunderschön!“ Und damit warf sie sich noch einmal an den Hals des Vaters, wandte sich dann schnell wieder zur Mutter und rief, sie umfassend: „Nun, Mutter, will ich dich pflegen, so pflegen, daß du wieder jung werden sollst. Deine Augen, die sind doch immer noch roth.“ Und sie küßte die lieben Augen, während die eigenen sich mit Thränen füllten.

Freundlich hatte die Tante der Freude des Mädchens zugeesehen und dann den Bruder und die Schwägerin herzlich umarmt. Unter dessen kam auch Biese geschäftig nach den Sachen, hinter ihr der Janne, der kleine Stubenjunge, eine Persönlichkeit, die in keinem Pastorate fehlt, und dessen Dienst die Stufe zu den verschiedensten Aemtern ist. Beide begrüßten mit stürmischem Handfuß die Angekommenen und eilten dann mit dem Gepäck in das Gastzimmer.

Noch stand man eine Weile auf der großen Treppe vor der Hausthür, noch war hin und her zu fragen, wann man ausgefahren, wo die Pferde gefüttert worden, wie der Weg gewesen, — lauter wichtige Fragen in

einem Lande, wo weder Eisenbahnen, noch zahlreiche Poststraßen das Fahren mit eigenen Pferden unnütz machen. Dagegen hatte man nichts von besonderen Reiseerlebnissen zu erzählen. In der rechten Mitte zwischen der Wildniß mit ihren Abenteuern und dem lebhaften Verkehr bevölkerter Länder, hat der Reisende sich hier nur gegen Langeweile zu waffnen, keine Gefahren, aber auch keine Reizegenüsse zu erwarten.

Die beiden Damen kamen aus Riga und hatten einen Weg von beinahe zehn Meilen an diesem Tage zurückgelegt. Clara war zwei Jahre aus dem Vaterhause entfernt gewesen. Sie hatte bis zu ihrem vierzehnten Jahre größtentheils vom Vater Unterricht gehabt, und nur einige Lehrstunden im Hofe Wehlen mit den Töchtern des Gutsherrn, des Baron Hanau, getheilt. So war ihr im Verkehr mit den Gespielinnen eine heitere Kindheit dahingeschwunden. Waren diese nicht da, so ließ sich der vier Jahre ältere Bruder recht gern herab, das Schwesterchen spazieren zu fahren oder sonst zu unterhalten. Da kam die Zeit da Ernst das Gymnasium besuchen sollte, nachdem er den vorbereitenden Unterricht theils von seinem Vater, theils von dem Lehrer des Hanau'schen Hauses empfangen hatte. Friedrich, der einzige Sohn des Barons, war Ernst's Altersgenosse und hatte eine Zeit lang auch dessen Lehrstunden im Pastorat getheilt. Arnold schickte seinen Knaben in die Stadt, die Familie Hanau zog für mehrere Jahre nach Dresden, Clara blieb einsam im älterlichen Hause. — So wuchs sie heran, von Vater und Mutter gepflegt und gehütet, wie sie glaubten aber nicht genug unter-

richtet, und es wurde beschloffen, sie zur Vollendung ihrer Erziehung auf einige Zeit nach Riga zu einer Tante zu schicken, die als Wittve mit ihren Kindern dort lebte. Da sollte sie allen Unterricht empfangen, der in unsern Tagen einem jungen Mädchen zukommt; die Aeltern wollten an der Erziehung der beiden geliebten Kinder nicht sparen.

Wohl hatte Clara in diesen letzten Jahren das Vaterhaus oft besucht; aber die Trennung kam immer wieder unerbittlich dazwischen. Nach des Bruders Tode war sie einige Monate zu Hause, und lange kämpften die Aeltern mit sich selbst, ob sie des einzigen Kindes noch ferner entbehren sollten. Endlich siegte die Sorge für ihr Wohl, und sie zog noch einmal in die Ferne; vorher aber benutzte der Vater die ernste Stimmung, welche der Tod ihres geliebten Bruders in der Seele des bald sechzehnjährigen Mädchens hervorgerufen, um die Saat des Christenthums, die in diesem weichen Boden so schön aufgegangen, zur Reife zu bringen. In der Kirche, wo sie getauft worden, empfing sie das heilige Abendmahl, und als ein verwandeltes Wesen kehrte Clara in die Stadt zurück. Die besten Lehrer gaben dem empfänglichen Geiste des Mädchens reichliche Nahrung, die ihr um so heilsamer war, als sie nicht aus zu zahlreichen Elementen bestand.

Die eigene Herzenstrauer um den Bruder, so wie die in solcher Zeit gewöhnliche schwarze Kleidung, hielt sie unterdessen fern von allen rauschenden Vergnügungen. Doch hatte sich ihre Seele mit jugendlicher Empfänglichkeit auch wieder der Lebensfreude geöffnet, die

ihr in der Gestalt edlerer Genüsse geboten wurde. Die Natur hatte ihr den Reichthum einer schönen Stimme gegeben, und die Aeltern thaten in ihrer Herzensfreude darüber ihr Möglichstes, um diese schöne Gabe pflegen und ausbilden zu lassen. So hatte sie einen großen Theil ihrer Zeit der Musik gewidmet und, neben eigener Thätigkeit, ihre Freude an Allem gehabt, was in der großen Stadt in dieser Art geboten wurde. Bei allen Beschäftigungen aber, wie bei allen Genüssen, war der Gedanke an die Aeltern immer der vorherrschende und die Hoffnung, ihnen die einsamen Tage künftig erheitern und verschönern zu können, ihre beste Aufmunterung.

Nun war die Lehrzeit zu Ende, Clara war wieder zu Hause. Ein neues, reiches Leben lag vor ihr, eine Zukunft voll Freude und Glück, der ganze Himmel der Jugend, wie er denen lächelt, die von Liebe groß gezogen, sich selbst immer nur als den Gegenstand der Herzensfreude liebender Aeltern gekannt haben. Wohl hören auch sie von Prüfungen und Leiden, von Entbehrungen und mühevoller Arbeit sprechen; aber wie leicht erscheint das Alles, so lange man das Gewicht solcher Last nicht selbst getragen, wie bereitwillig glaubt man die schwersten Opfer bringen, die größten Mühseligkeiten erdulden zu können! Wie manche junge Tochter kehrte schon in das Aelternhaus zurück, mit den ernstesten Vorsätzen, nun alle häuslichen Sorgen zu theilen, ja wohl gar die ganze Last des Haushalts auf ihre jungen Schultern zu nehmen; wie mancher Jüngling fühlte sich schon als die Stütze der Aeltern, wenn er auch manches Jahr der Studien noch vor sich hatte, und noch

lange Zeit vergehen mußte, während welcher er der Gegenstand ihrer Sorge blieb! Das ist der schöne Muth der Jugend, schelten wir ihn nicht, selbst wenn er zuweilen zum Uebermuth wird. Die Jahre kommen schnell genug, da wir bei jedem Unternehmen die Schwierigkeiten gleich vor Augen haben, bei jedem Ereigniß schon die Rehrseite sehen, bei jedem Licht den Schatten.

Mit dem vollen Bewußtsein der Freude, die mit ihr in das vereinsamte Vaterhaus zurückkehrte, betrat Clara jetzt die alten lieben Räume, die mit den unzähligen Jugenderinnerungen sie grüßten, wie nur die sie kennen, die dieselben an eine bleibende Heimath fesseln können, und sie nicht zersplittert an diese oder jene Umgebung knüpfen müssen. Es ruht dem flüchtigen Leben gegenüber ein eigener Zauber in solchen Erinnerungszeichen aus längst vergangenen Jahren. Man spreche nicht bloß von den großartigen Denkmälern verfloßener Jahrhunderte, die mit ernster Mahnung in die Jetztwelt hineinschauen. Wie jene hohen Dome des Mittelalters der heutigen Menschheit die religiöse Begeisterung ihrer Erbauer predigen und aus dem verflachten Treiben unserer Zeit mit ihren himmelanstrebenden Thürmen auf Höheres hinweisen, — so hat im alten lieben Vaterhause wohl oft eine alte Bibel oder ein Gesangbuch mit verbrauchten Blättern den Sohn oder Enkel heilsam an den frommen Sinn früherer Zeiten gemahnt, so hat manche gute Sitte sich vielleicht hier und da erhalten, weil sie an eine bestimmte Stelle gebunden war, weil es seit Menschengedenken an diesem Orte so gehalten worden. Man hätte bei einem Wohnungs-

wechsel vielleicht daran geändert; hier mochte man des Gewohntnen nicht entbehren. Fände man diese Treue nur häufiger in unserer Zeit, wo alles Neue mit Eifer erfaßt wird, wo man nicht weit genug greifen kann, um der natürlichen Wandelbarkeit der Dinge noch nachzuhelfen, wo man am liebsten die Sitten der verschiedensten Nationen mit einander verschmelzen möchte, nur um keine eigene alte Sitte zu haben!

Wie Inseln in diesem Strome der Zeit ragen noch hier und da alte Häuser hervor. Noch giebt es Güter, die nicht durch Kauf aus einer Hand in die andere übergegangen sind, die nicht in kurzer Zeit die verschiedensten Bewohner gehabt haben; noch giebt es Familien, deren Glieder aus der Kinderstube durch die Schul- und Wohnzimmer bis in die letzte Wohnung auf dem nahen Kirchhofe den Weg ihrer Väter gehen, — aber die Zahl derselben wird bald nicht mehr groß sein. Noch giebt es mehr als ein Pastorat in Kurland, wo mehrere Generationen derselben Familie auf einander folgten. Vern ergriff der Sohn den Beruf des Vaters, dessen Wirken in Wort und That in so unmittelbarer Beziehung zu dem ganzen Familienleben stand, und es gehörte bis jetzt zu den Ausnahmen, daß der älteste Sohn einer Predigerfamilie ein anderes Studium erwählt hätte als das der Theologie. So war denn auch Pastor Arnold der Nachfolger seines Vaters und Großvaters, jetzt aber der Letzte seines Namens; denn sein Sohn war ihm vorausgegangen und ruhte neben der Kirche, in der er, nach menschlichen Hoffnungen, einst das Wort Gottes hatte verkündigen sollen.

Aus den Fenstern des Pastorats sah man die einfache Kirche hinter alten Birken halb versteckt. Wie die meisten Gotteshäuser in Kurland war sie, obgleich aus Stein gebaut, ganz ohne architektonische Schönheiten. Ein ziemlich roher Thurm ragte nicht sehr weit über die ihn umgebenden Bäume hinaus, und das Schnitzwerk im Innern, an Altar und Kanzel, zeigte fast die gleichen Figuren wie in vielen andern Kirchen des Landes, was darauf hindeuten mag, daß die Zahl der Meister nicht groß war, welche diese Arbeit handwerksmäßig verrichteten. Der alte Gebrauch, die Todten unter dem Fußboden, oder wenigstens in unmittelbarer Nähe der Kirche zu bestatten, war in neuerer Zeit abgeschafft worden, doch behielten die Predigerfamilien an mehreren Orten ihren Begräbnißplatz auf dem Kirchhofe und die Gutsherren ihre Familiengewölbe.

Die Kirche lag zwischen dem Pastorate und dem Gute Wehlen, dessen Wohnhaus, ein stattliches Gebäude, am Ende einer breiten, durch ein Gehölz gehauenen Allee von der Kirche aus sichtbar war. Wohlgepflegte, geschmackvoll angelegte Wege machten das Wäldchen zu einem recht weitläufigen Park; das Haus aber war von geräumigen Rasenplätzen und bunten Blumenpartien freundlich umgeben. Alles zeugte von sorgfältiger Pflege; die Läden des Hauses aber waren jetzt geschlossen, das leinene Dach der großen Freitreppe war abgenommen, denn die Bewohner waren schon seit Jahren abwesend, und in einigen Wochen erst sollten sie heimkehren. Unterdessen hatte der geschickte Gärtner des Gutes Alles gethan, die Zufriedenheit seiner Herrschaft

zu verdienen, und hätte sogar gern den vorwitzigen Blumen das Aufblühen verboten, damit die ganze Pracht des Gartens sich erst für seinen Herrn entfaltet.

Die Gegend trug den Charakter wohlgenützter Fruchtbarkeit, wie er dem größten Theile Kurlands eigen ist. Unabsehbare Felder umgaben das Gut nach der einen Seite hin, auf denen der Roggen schon im Winde wogte, während weite, noch schwarze Strecken der jungen Gerstensaaten warteten. Auf der andern Seite war der Park von einer herrlichen Wiese umgeben, deren Rand von dem Saume eines schönen Laubwaldes beschattet wurde, der sich über Thal und Hügel einige Werst weit bis an die Grenzen des Gutes hinzog. — Keine Berge, keine malerischen Felsen, kein breiter Strom gab der Landschaft Großartigkeit. Ein klarer Bach, der sich vom Walde her durch die Wiese schlängelte, verlor sich in den Park, wo er, bald gastlich in Bassins aufgenommen, bald von kleinen weißen Brücken überwölbt, ein elegantes Flüsschen wurde, bis er endlich, eine gute Strecke hinter dem Wohnhause, einen Mühlenteich ernähren und ein Sklave des Müllers werden mußte.

Mäßige Arbeit, hehagliche Muße, heitern Lebensgenuß scheint schon der Anblick des Landes dem Fremden als Eigenthum der Bewohner solcher Gegenden anzukündigen. Wo blaue Berge am Horizont mit magischer Gewalt in die Ferne locken, ein breiter Strom die weißen Segel seiner Schiffe an uns vorüberfährt, da mag das Streben und Drängen, aus dem engern Kreise mit seinem Wirken und Thun hinauszutreten in die bewegte Welt, wohl leichter in der Seele wach

werden; wo schroffe Felsen und dunkle Schluchten schon bei jedem Spaziergange zum Uebertwinden von Schwierigkeiten locken, Kraft und Gewandtheit üben, da mag auch der Mensch denselben vertrauen lernen und sie gern in kühnen Unternehmungen prüfen, das Ungewöhnliche suchen und wagen. Nicht so bei uns. Den Kurländer führt nach Umständen seine vierspännige Kalesche, oder sein bescheidener Korbwagen, oder auch sein einspänniges Wägelchen ans Ziel, auf meist recht bequemen Wegen; denn eine menschliche Existenz auf dem Lande ohne Pferd ist hier so ziemlich undenkbar, und außer den zahlreichen, meist aus Lithauen herüberwandernden jüdischen Krämern und den nicht sehr zahlreichen Bettlern ein Fußgänger auf den Landstraßen eine Seltenheit.

Jetzt sah man von allen Seiten die Arbeiter von den Feldern zurückkehren und auf den nach allen Richtungen führenden Wegen ihrer Heimath in den benachbarten Bauerhöfen zuweilen. Einer dieser Wege, der sogenannte Kirchentweg, mit Birken bepflanzt, führte durch die Felder an der Mauer des Kirchhofs vorüber, bis zum Pastorate, und von hier noch weiter verzweigt zu benachbarten Gütern und Gefinden.

Wir treten wieder in das grüne Gehöft des Pastors, das, von mehreren Wirthschaftsgebäuden begrenzt, die eine Seite des freundlichen Wohnhauses umgiebt. Auf der andern Seite liegt der Garten, in welchen eine Treppe führt, auf die eine Glasthüre aus der großen Stube sich öffnet.

Hier stand jetzt Clara, auf das Geländer gestützt, und sah in den Garten hinunter und zwischen den Obst-

bäumen desselben auf die Wiesen und Felder, durch welche der Weg zur Kirche führte. Im gelben Abendsonnenschein lag die ganze Gegend; der leichte Wind, der den Tag über geweht, hatte sich gelegt, balsamische Düfte von den Fliederbüschen im Garten erfüllten die Luft, die ersten Schwalben flogen geschäftig um das Haus. Der Vater war noch in den Garten gegangen, um sich zu überzeugen, ob der Gartenjunge am Feierabend alle aufgebene Arbeit beendet und die jungen Gemüsepflanzen auch noch begossen habe; denn morgen, am ersten Pfingstfeiertage, durfte von keiner Arbeit die Rede sein.

Die Mutter mit der Tante Amalie stand im Gespräch vor dem Theetisch, auf dem die Theemaschine schon dampfte. Clara war allein, und die ganze liebliche Schönheit des Abends lächelte aus ihren Zügen. Die Aufregung des Wiedersehens hatte ihre Wangen höher geröthet. Sie strich das hellbraune Haar aus der heißen Stirn, und die dunkelblauen Augen, noch im feuchten Glanze der Freude schimmernd, schauten voll Entzücken hinaus nach allen Seiten, dieses und jenes Lieblingsplätzchen schon aus der Ferne grüßend. Da sah sie den Vater den Mittelgang heraufkommen; die Mutter rief aus dem Zimmer zum Thee. Im Fluge war die leichte Gestalt die wenigen Stufen hinuntergeeilt, dem Vater entgegen, und lehrte nun, an seinem Arme hängend, zurück, während sie bald das liebliche Gesicht auf seine Hand beugte, sie zu küssen, bald den Wartenden zuwinkte, die in die Thür getreten waren.

„Mir ist recht bange“, sagte die Mutter leise zur

Tante, „wenn ich das Mädchen so selig sehe. Ein großer Schmerz macht so furchtsam!“ Mit innigem Wohlgefallen aber hingen ihre Augen an der zarten Gestalt, bis endlich Vater und Tochter die Treppe erstiegen hatten und nun die Mutter scherzend zum Theetisch schoben.

In dem geräumigen Speisezimmer, dessen Fenster ebenfalls in den Garten gingen, lud ein sauber gedeckter Tisch die kleine Gesellschaft zum Niedersitzen. Die duftenden Feiertagskuchen, unter denen die acht kurischen Rümmlkuchen die Hauptrolle spielten, zeugten von festlichen Vorbereitungen. Clara erkannte mit Jubel die Tasse, aus der sie als Kind immer getrunken, und nahm den alten Platz neben dem Vater ein. Sie griff auch schon wieder, wie in alten Zeiten, nach der Tabaksdose desselben, die sie hin- und herzudrehen pflegte, bis sie den Thee vor sich hatte. „Nun Mütterchen“, sagte sie, „heute machst du zum letztenmal den Thee, nicht wahr? Nun kannst du müßig neben Vater sitzen und warten bis ich fertig bin.“

„Da müßtest du nur Tante Amalie erbitten, hier zu bleiben, sonst würde ich doch den Platz unseres Ernst auf der andern Seite nicht leer lassen“, erwiderte die Mutter wehmüthig lächelnd. „Tante Amalie bleibt auch gewiß jetzt den ganzen Sommer hier. Erstens kann sie es doch nicht läugnen, daß sie mich etwas lieb hat, zweitens bin ich noch jung und brauche viel Aufsicht, und du, liebstes Mütterchen, hast doch zu viel mit der Wirthschaft zu thun!“

„Aber das hört ja nun ganz auf“, wandte die Tante neckend ein. Du hast mir unterwegs nur von



deinen schönen Wirthschaftsplänen erzählt, und von der Sorgfalt, mit der du der Mutter nun jede Mühe und jede Sorge abnehmen wolltest; ja, du nahmst es fast übel, wenn ich äußerte, daß es doch nicht so gar leicht wäre, ein ganzes Haus in guter Ordnung zu erhalten.“

„Nun, liebstes Tantchen, du sollst sehen, daß es geht; aber du mußt mir versprechen, nicht immer mit deinen Zweifeln meine schönen Pläne zu stören. Natürlich mußt du hier bleiben, um zu sehen, wie es gelingt. Zu meinen vielen Gründen dafür kommt noch, daß jetzt gerade Niemand in der ganzen Familie dich dringender nöthig hat als wir, und daß du für den Augenblick — denke dir Vater, dieses Wunder — dich nicht einmal um Etwas zu quälen hast.“

„Ach, das findet sich schon bald genug wieder!“ sprach die Tante halb lachend, halb seufzend. „Wenn ich Morgens wach werde, und mir gerade keine Sorge einfällt, ist mir für den Tag schon bange, und selten vergeht er dann auch ohne etwas Neues zu bringen, das mich beunruhigt. Kommt ein Unglück dazwischen“, setzte sie hinzu, indem sie die Hand der Schwägerin drückte, „so verbleichen wohl die kleineren Sorgen für eine kurze Zeit; bald aber muß man doch wieder an das Unbedeutendere denken, das mir nur zu oft als die Wurzel größerer Uebel erscheint.“

„Du bist aber auch viel zu gut, liebstes Tantchen“, wandte Clara ein, „wenn du dir zu Herzen nimmst, was jedes einzelne Glied unserer ausgebreiteten Familie angeht.“

„Ich habe mich auch schon oft gefragt, ob es ein

Glück ist, einer sehr zahlreichen Familie anzugehören“, sagte die Tante seufzend. „Ihr, die ihr nur dies eine Mädchen habt, richtet alle eure Gedanken auf sie und habt für die Nefen und Nichten doch weniger Interesse. Ich aber, ohne eigene Familie, habe mit Allen meine Noth!“

„Aber, liebe Schwester, hast du denn auch immer nur Sorge um deine Verwandten?“ fragte Arnold lächelnd. „Unter den vielen Gliedern unserer Familie sind doch gewiß auch mehrere, an denen du Freude hast.“

„O ja“, erwiderte sie; „aber diese sind es ja eben, die mir am meisten Sorge machen. Geht es ihnen übel, so scheint mir's, sie haben es besser verdient, und geht es ihnen gut, so fürchte ich, es dauere nicht lange. Und wenn noch Alle erwachsen wären und für sich selbst sorgen könnten; aber die Kinder, die Kinder! Bei Bruder Fritz quält es mich, daß die Kinder zu viel unterrichtet und dadurch kränzlich gemacht werden; bei Schwester Minna laufen sie müßig umher und haben keine Aufsicht. Adolph's Kinder leiden an Skropheln und halten nicht Diät, und endlich bei Wilhelm ist die Schaar so groß, daß alle diese Sorgen da zusammenkommen.“

„Nun denke dir aber, wie viele Personen da heranwachsen, die dir in deinem Alter einmal eine Stütze werden können.“

„Ach, diese Stützen!“ sagte Tante Amalie wieder lachend. Davon sprechen in der Jugend immer Alle. Der kleine Georg malte mir sogar noch neulich mit



großer Lebhaftigkeit die glänzenden Feierlichkeiten aus, mit welchen er mich zu Grabe tragen wollte. Am sichersten ist's doch, ich stütze mich selbst, so lange es geht; auch hoffe ich schon mit dem Sümmdchen, das ich mir zusammengespart, so weit zu kommen, daß ich Niemanden zur Last falle. Nähen und stricken werde ich auch noch recht lange, hoffe ich, und Kost und Wohnung nehme ich von euch Allen an, bis ich einmal irgendwo ein eigenes Obdach und meine eigene Kaffeekanne habe. Wenn nur meine ganze Familie die Rücksicht nähme, mir keine Sorge zu machen!"

"Nun laß einmal dein speciellcs Sorgenregister hören", sagte Arnold.

"Wo soll ich da anfangen! — Wilhelm's Otto soll auf die Univerſität; er muß dort sein Examen machen. Ich habe die größte Angst, daß er dort nicht durchfalle! Der zweite Sohn ist auf dem Gymnasium und kommt nicht vorwärts! Marie ist nun schon so lange Braut und der Bräutigam bekommt kein Pastorat! Mit der Aussteuer wird es auch schwach aussehen. — Das ist nur ein Haus, was soll ich noch von allen andern sprechen!"

"Ja, liebe Schwester, da ist dir auch schwer zu helfen, wenn deine Hauptſorgen sich darauf richten, was noch gar nicht geschehen ist und wahrscheinlich gar nicht geschehen wird. Die Jungen sind ja tüchtig, Mariens Bräutigam ist es auch, da ist für ihr Fortkommen gewiß die beste Aussicht."

"Das kann man sich wohl so vorsagen, aber es hilft nichts!" sagte die Tante seufzend.

"Das allein hilft wohl nichts, mein liebes Schwesterchen; aber es giebt noch bessern Trost. Der alte Gott lebt noch und hilft schon durch, wo wir Menschen verzagen. Denke doch nur daran, wie viel Schwierigkeiten unsere doch unbemittelten Aeltern und, nach ihrem Tode, wir selbst zu überwinden hatten, bis wir, acht Geschwister, erzogen und zu einigermaßen selbständiger Stellung gekommen waren. Man arbeitet sich durch, und übt die Kräfte besser als wenn es uns in der Jugend gar zu leicht gemacht wird."

"Das ist wahr, man kommt wohl zuletzt zu Etwas, aber gewöhnlich so spät, daß man keine rechte Freude mehr daran hat. Eine mühevolle Jugend bringt ihren Segen; aber eine fröhliche Jugend, die leuchtet noch weit in das Alter hinein!"

"Und läßt dasselbe dann zuweilen recht öde und trübe erscheinen. Nein, liebe Amalie, freue dich deiner arbeitvollen Jugend und ernte deren Früchte bei uns Allen an der Liebe und Achtung unserer Familien, denen du viel Liebes gethan hast."

Arnold wurde abgerufen. Es kamen noch einzelne Gemeindeglieder mit ihren Anmeldungen für die Kirche. Die Damen blieben noch im Gespräch am Theetisch sitzen. Die Mutter erzählte von allerlei häuslichen Angelegenheiten und Einrichtungen, von den vermehrten Wirthschaftsorgen, die durch mehrere Neuerungen herbeigeführt worden, denen sie bei eigener Muthslosigkeit nur aus Rücksicht für ihren Mann, der mit Leib und Seele dabei sei, ihr Interesse zuwenden. Aus dem engern Kreise wandte sich das Gespräch auch auf die Umgegend.

„Sage mir doch, Mutter, wann kommen denn Hanau's zurück?“ fragte Clara. „Ich freue mich sehr darauf, obgleich ich mir wohl denken kann, daß sich Alle in diesen fünf Jahren etwas verändert haben, wenigstens die Kinder. Es waren doch schöne Zeiten, als wir noch klein waren!“

„Ja wohl, liebes Kind, das waren sie! Ich muß gestehen, daß mir recht bange ist vor dem Wiedersehen, und doch werde ich eine recht wehmüthige Freude haben bei dem Anblick von Friedrich Hanau. Ich weiß kaum, ob ich ihn jemals ohne unsern Ernst gesehen. Die Freundschaft der beiden Knaben war wirklich rührend, und ich habe sie immer mit herzlichem Wohlgefallen betrachtet. Ernst's feuriges, bräunliches Gesicht machte einen so lieblichen Gegensatz zu dem blonden Friedrich, dessen lachende Augen die feinen, edlen Züge wie Sonnenlicht erhellten. Noch sehe ich Ernst, wie er, in der Zeit als Friedrich hierher zur Schule kam, Morgens in der Stube am Fenster stand und hinaus sah auf den Weg, ob der Freund nicht schon komme, und wenn er ihn erblickt, fröhlich hinaus sprang, ihn auf der Treppe schon zu begrüßen. War es in den Lehrstunden gut gegangen, so hörte man es schon an ihren Schritten, wenn sie aus Arnold's Zimmer kamen.“

„O, ich erinnere mich auch noch so deutlich“, rief Clara, „wie viel sie mit mir gespielt haben; wie sie mir im Winter, wenn sie aus der Schule kamen, lustig zuriefen: «Schnell, Clara, mache dich fertig, der Schlitten wird gleich da sein!» Kaum war ich vor der Thüre, so wurde ich hineingesetzt, und im saufenden Galopp liefen

die beiden Knaben dann mit dem kleinen Fahrzeug dem Teiche zu. Ich weiß noch recht gut, daß Friedrich immer am meisten darauf hörte, wenn mir einmal bange war und ich bat, man möchte langsamer fahren. Ernst wollte mich immer abhärten und erziehen. — Es wird wir doch sehr sonderbar sein, den Friedrich wiederzusehen!“

„Und vielleicht recht verändert!“ setzte die Tante bedenklich hinzu. „Ich wünschte nur, euer Verhältniß zu der Familie Hanau bliebe so angenehm wie es früher war.“

„Aber, liebes Tantchen, wie kannst du daran zweifeln? Wir haben sie doch Alle sehr lieb gehabt, und sie uns auch, das weiß ich. Das wäre mir auch eine schöne Freundschaft, die in fünf Jahren erlöschen sollte! Uebelheit Hanau, obgleich etwas älter als ich, war immer sehr freundlich gegen mich, und für Ella ist mir gar nicht bange, die ist gewiß dasselbe lustige Mädchen mit dem warmen Herzen geblieben.“

„Sie kommen wohl gleich nach der Badekur“, sagte die Mutter. „Herr von Hanau wäre wohl gern schon früher hier, aber die Frau will erst mit recht gestärkter Gesundheit nach Kurland zurückkehren. Friedrich ist schon im Frühling aus der Anstalt getreten und macht jetzt, während die Damen baden, mit dem Vater einige Reisen. Er soll sehr fleißig gewesen sein, und die Aeltern wollen ihn für einige Zeit hierher mitnehmen, ehe er seine weitem Studien macht.“

Unterdessen war Arnold wieder in das Zimmer getreten und forderte die Damen auf, vor Sonnenuntergang noch einen Gang durch den Garten zu machen.

Er ging voraus, Clara hing wieder an seinem Arm, die beiden ältern Damen folgten.

Der ganze Garten war zwischen Nutzen und Schönheit getheilt. Unmittelbar am Hause waren Blumenbeete, auf welchen die Frühlingsblumen schon fast verblühten, während Levkoien und Rosen noch in Knospen standen. Daran stießen Gemüseplätze, von Aileen schöner Obstbäume durchschnitten, oder mit Stachelbeeren oder Johannisbeersträuchern eingefast. Hier und da standen duftende Fliederbüsche und anderes blühendes Gesträuch, dem Hause gegenüber, fast am Ende des Gartens, ein herrlicher Kastanienbaum, dessen weiße Blüthen jetzt von der Abendsonne vergoldet wurden. Nachdem man alle Gänge durchwandelt und sich des fröhlichen Gedeihens alles Gesäeten und Gepflanzten gefreut, ruhte man eine Weile auf den Bänken unter dem Baum. Alle waren still geworden, es war Feierabend in ihren Seelen wie in der Natur. Endlich mahnte die kühl gewordene Luft an Vorsicht. Der kleine Janne rief zum Abendessen, und langsam ging man dem Hause zu.

Der Abend verging unter traulichen Gesprächen. Nach dem Abendessen saß man noch zusammen in Clara's Zimmerchen, das der Besizerin reizender erschien als das Boudoir einer Königinstochter. Aber die blassen Wangen der Mutter verlangten Ruhe. Noch einmal wurde Clara von beiden Aeltern ans Herz gedrückt. „Gott behüte dich!“ sprach die Mutter leise. „Gott segne dich!“ rief der Vater.

Die Tante wurde in das saubere Gastzimmerchen

daneben geführt. Clara half ihr noch ihre Sachen ordnen und nahm dann auch Abschied.

In ihrem kleinen Gemach stand sie darauf noch lange mit gefalteten Händen vor dem Bilde des Bruders, und ihre Lippen bewegten sich lautlos. Es waren fromme Vorsätze und Gelübde, die sie gerührt wiederholte. Wie wollte sie Vater und Mutter jetzt doppelt lieben, pflegen und erfreuen!

Eine halbe Stunde später lag sie in tiefem Schlaf in dem weißen Bettchen.

Es war ein herrlicher, sonniger Pfingstmorgen. Die Fenster und die Thür nach dem Garten standen weit offen. Der Vater hatte den Kaffeetisch früher als sonst verlassen, die Mutter machte noch einige Anordnungen für die Küche. Clara trat aus dem Gastzimmer, noch lachend über den Schreck der Tante, daß sie so weit in den schönen Frühlingstag hineingeschlafen, und ging in den Garten, um für die Vasen in der Stube frische Blumen zu holen, die sie darauf geschäftig ordnete. Aus den schönsten aber wand sie einen Kranz.

Auf dem Wege zur Kirche sah man schon einzelne Fußgänger. Bald gingen die Bauerwagen an zu rasseln. Der Pastor nahm Stoc und Mütze, und sagte im Hinausgehen zu seiner Frau, die ihn vor die Thüre begleitete: „Der lettische Gottesdienst ist heute wohl schon frühe zu Ende, kommt nur nicht zu spät. Es versammeln sich auch gewiß recht viele Deutsche; Einige kommen wohl auch nach der Predigt zu uns.“

„Gewiß!“ erwiderte die Pastorin. Du weißt ja, ich komme immer gern frühe, dann bleibe ich noch eine Weile vor dem Gottesdienste auf dem Kirchhofe.“

Die Damen gingen in ihre Zimmer sich umzukleiden. Bald kam Clara im weißen Musselinkleide und runden, braunen Strohhut wieder heraus. Der Kranz hing an ihrem Arm. Sie legte ihn mit ihrem Gesangbuch und den Handschuhen noch bei Seite, und setzte sich in die warme Morgen Sonne, auf die Mutter und Tante wartend. Endlich waren auch diese fertig; die alte, bequeme Familiendroschke war vor der Thüre, man fuhr den kurzen Weg zur Kirche, denn die Pastorin ermüdete leicht. Beim Aussteigen hörte man noch den Gesang der versammelten lettischen Gemeinde. Die Kirche war gedrängt voll. Lange Reihen von Bauerwagen standen an der Kirchhofsmauer, dazwischen gesattelte Pferde, die, an das lange Warten gewöhnt, keine Art von Unruhe zeigten.

Die Pastorin ging mit Clara und der Tante auf den Kirchhof. Sie blieb vor einem grünen Grabe stehen, auf dem ein einfaches Kreuz von Gußeisen den Namen ihres Sohnes trug. Clara hing den mitgebrachten Kranz darüber und umfaßte weinend die bleiche Mutter, deren Thränen hier unaufhaltsam flossen. So standen sie lange in stiller Trauer. Der Gesang von mehreren hundert Stimmen, wenn auch kunstlos, wogte in mächtigen Tönen.

Endlich läuteten die Glocken. Durch die große Kirchenthüre strömte die bunte Menge ins Freie, den Wagen und Pferden zu. Nach wenigen Minuten war die

Kirche leer. Schon während des lettischen Gottesdienstes waren die Glieder der deutschen Gemeinde angekommen, der Amtmann und Schreiber des Gutes Wehlen mit ihren Familien zu Fuß, zwei Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft mit den ihrigen in stattlichen Kaleschen. Der Eine, Baron Nolden, war Besitzer des Gutes Thalhof; der Andere, Herr Brand, ein Kaufmann, der sein in einem ziemlich bedeutenden Geschäft erworbenes Vermögen jetzt auf dem Lande anlegen und genießen wollte, und deshalb das Gut Birken gekauft hatte. Ein Reiter begleitete diese Familie. Außerdem kamen, in kleinen Wägelchen, mehrere der sogenannten Halbdeutschen, Bäcker von Krügen und kleinen Beißhöfen, Handwerker oder Dienstleute von den benachbarten Gütern. — Nur ein Theil der Kirchenstühle war besetzt, der Gottesdienst begann aufs Neue.

Als endlich auch die deutsche Gemeinde die Kirche verließ, blieb Herr von Nolden aus Thalhof mit seiner Frau, mehreren Kindern und dem Hauslehrer noch vor der Thüre stehen, um den Pastor nach gewohnter, nachbarlicher Weise zu begrüßen. Etwas weiter warteten die Bewohner von Birken mit derselben Absicht. Zuerst kam die Pastorin mit Clara und der Tante.

„Willkommen zu Hause, liebe Clara!“ rief Frau von Nolden und reichte ihr zu herzlicher Begrüßung die Hand. „Die Kinder haben sich recht auf Sie gefreut.“ Unter dessen hatten die Kleinen sich schon an Clara gehängt und erzählten ihr betrübt, sie könnten heute nicht ins Pastorat, weil die Aeltern selbst Besuch erwarteten. „Herr Groß aber wird zu euch fahren“, sagte das älteste

Mädchen auf ihren Lehrer zeigend, der sich grüßend näherte.

„Komm nur recht bald zu uns, liebe Clara!“ riefen alle Kinder lieblosend.

Pastor Arnold hatte unterdessen den Talar abgelegt und trat aus der Kirche zu den Seinigen. Er sprach noch einige Worte mit den Thalhöfchen, die sich bald empfahlen, und wandte sich darauf zu den noch fremderen Nachbarn aus Birken, sie freundlich auffordernd, den Tag im Pastorate zu verleben.

„Wenn Sie uns erlauben einen Gast mitzubringen“, sagte Herr Brand, indem er einen noch ziemlich jungen Mann vorstellte, der unterdessen von den drei Fräulein Brand unterhalten worden war, während er selbst etwas einfüllig vor ihnen gestanden hatte.

Herr Brand war einer von jenen kleinen, runden, behaglich lächelnden Handelsherren, welche die Sorgen des Erwerbs hinter sich haben, und sich nun mit dem besten Willen, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen, in der Welt umsehen. Neben ihm erschien der Gast gerade als sein Gegenbild, lang, ernsthaft, mit ziemlich scharf gezeichneten Zügen. Er sah aus der Ferne etwas finster aus; als er aber näher trat und die Damen grüßte, bemerkte Tante Amalie gleich, wie sie nachher äußerte, daß er einen sehr angenehmen Zug um den Mund und sehr schönes braunes Haar hatte.

„Unser neuer Doktor, Herr Rode!“ stellte Herr Brand vor. „Da er jeden Sonnabend aus der Kreisstadt zu uns kommt, haben wir ihn diesmal beredet, mit hierher zu kommen.“

Arnold schüttelte dem Vorgestellten herzlich die Hand, und Alle setzten sich nun in die verschiedenen Wagen. Clara mußte einen Platz bei den jungen Damen einnehmen, die ihre Freude nicht lebhaft genug aussprechen konnten, endlich einmal ein junges Mädchen in der Nachbarschaft zu haben. Sie hatten sie in den zwei Jahren, seit sie in Birken wohnten, zwar schon zuweilen gesehen, aber als unertwachsen nicht viel beachtet. Jetzt erst erschien sie im modernen Kleide wirklich als eine Persönlichkeit, und als die jungen Damen gar bemerkten, daß der braune Strohhut, den Clara trug, eine etwas elegantere Form hatte als die ihrigen von der letzten Badesaison, da war es entschieden, daß man mit ihr ganz angenehmen Umgang haben könne. Doch fand man kaum Zeit, ihr einige schmeichelhafte Bemerkungen darüber zu machen. In wenigen Minuten hatte man das Pastorat erreicht.

Doktor Rode war neben dem Wagen des Pastors geritten, welcher der letzte war, und kam zu spät, um den jungen Damen beim Aussteigen zu helfen, obgleich diese etwas zögerten Clara zu folgen, die mit einem Sprunge auf der Treppe war. Alle traten ins Zimmer, die Pastorin entfernte sich, um nach der Zahl der Gäste ihre Anordnungen zu machen. Die Tante nöthigte zum Sitzen, sie hatte der Schwägerin versprochen, die Gesellschaft zu unterhalten bis man zu Tische ginge. Arnold wandte sich vorzugsweise an den fremdesten Gast und fragte ihn, wie ihm seine neuen Verhältnisse behagten.

„Sie sind mir eigentlich so neu“, erwiderte Rode, „daß ich noch kein rechtes Urtheil über dieselben fällen

kann, und noch weniger schon festen Boden gefaßt habe, obgleich ich wirklich seit Jahren zum erstenmal im Sommer Festland unter meinen Füßen habe.“

„Sie haben auf der Flotte gedient, so hörte ich schon“, sagte Arnold.

„Sechs Jahre, die ganze Zeit, welche ich, da ich auf Kosten der Krone studirt habe, verpflichtet war abzdienen.“

„Und haben Sie diese immer auf der Ostsee zugebracht?“

„Die ersten drei Jahre nur, später war ich im schwarzen Meere, zuletzt in Sewastopol.“

„Da muß Ihnen die Uebersiedelung in ein friedliches kurisches Städtchen wohl recht sonderbar erscheinen.“

„Ja, das hat sich so wunderbar gefügt. Ich glaube, es war wirklich nur die Luft an der Freiheit, die mich hierher brachte, nachdem die sechs Dienstjahre vorüber waren. Sie wissen, ich bin ein Kurländer. Ich schrieb an einen hier bekannten Arzt, um zu erfahren, wo irgend eine Lücke durch meine Person auszufüllen wäre. Er nannte mir diese Gegend und trieb mich zur Eile. Ehe ich Zeit hatte, die Sache recht zu bedenken, war ich hier angestellt.“

„Nun, wir werden uns hüten, das thöricht zu finden“, sagte Arnold lachend, und lud auf einen Wink seiner Frau die Gäste ins Speisezimmer.

Bei Tische sprach man von den Aernteausichten, von der Gerstensaar, von der zu trockenen Witterung, von den Unbequemlichkeiten der neuern Wirthschaftsweise u. s. w. Die Hausfrau sprach während dessen mit ihrem Tischnachbar Rede über dessen Familienverhältnisse und erfuhr, daß er außer einer Schwester, die

an einen Beamten in Mitau verheirathet war, keine nähern Verwandten in Kurland habe.

Nachmittags ließ sich die Gesellschaft auf der Treppe, die in den Garten führte, nieder, und während die Männer mit den ältern Damen sprachen, mußte Clara ihren Gästen viel aus Riga erzählen, oft aber auch ihre Unwissenheit gestehen, wenn diese nach den verschiedenen Gliedern der Schauspielergesellschaft, nach den öffentlichen Bällen des vorigen Winters und dergleichen fragten. Als die Rede auch auf Musik kam, wurde Clara etwas wärmer und sprach mit jugendlicher Begeisterung über die Leistungen mehrerer Künstler, die sie im Laufe des Winters gehört hatte. Da sie wußte, daß die Fräulein Brand auch musikalisch seien, forderte sie dieselben auf, den neuen Flügel zu versuchen, den der Vater kürzlich angeschafft. Nach einigem Sträuben gingen die jungen Mädchen in das sogenannte Endenzimmer, neben dem Saal, und bald hörte man ein modernes Salonstück sehr brillant von Fräulein Emma, der ältesten Schwester, vortragen, und darauf von der etwas scharfen Stimme Abelens, der jüngsten, eine beliebte Opernarie. Die zweite Schwester versicherte zum Ueben keine Zeit zu haben, weil das Zeichnen sie zu sehr beschäftige. Auf die Bitten der Mädchen setzte sich endlich auch Clara ans Clavier und sang mit voller, glöckereiner Stimme, die im Anfange leise bebte, das schöne Lied: „Das Vaterhaus“.

Die übrige Gesellschaft war schon während des Spiels näher gekommen. Der Vater war hinter Clara's Stuhl getreten, und als sie nach beendigtem Liede mit

höher gerötheten Wangen aufstand, umfaßte er sie liebevoll und küßte sein Töchterchen auf die helle Stirn. Als sie sich darauf wieder zur Gesellschaft wandte, fiel ihr Auge auf den fremden Gast, der in der Thüre stand, und sie wunderte sich, daß er ihr im Anfange so finster erschienen war. Er redete sie indessen nicht an; Herr Groß aber hat, als älterer Bekannter, um ein zweites Lied. „Erlassen Sie mir das heute“, bat Clara. „Ich weiß nicht, warum mir's immer unangenehm ist, zwei Lieder gleich nach einander zu singen; und jetzt vollends nach dem «Vaterhaus» wüßte ich gar nichts Lieberes zu singen.“

Herr Brand sprach sehr lebhaft darüber, daß die Erziehung der Mädchen jetzt immer kostbarer werde, daß man von den gesuchten Lehrern kaum noch die Stunden bezahlen könne, und daß die Musik seiner Töchter ein ganzes Capital gekostet habe; worauf diese dem Papa etwas scharf erwiderten, er habe dafür gesorgt, daß sie nun wieder Alles vergessen könnten, da auf dem Lande so wenig Aufforderung sei, Musik zu machen, und er noch immer nichts davon wissen wolle, sie abwechselnd in die Stadt zu schicken.

„Singen und spielen Sie denn ihrem Vater nicht viel vor?“ fragte Clara unschuldig.

„Ach, Papa ist der Rechte“, rief Adele lachend, „der schlummert schon bei dem ersten Liede ein!“

Unterdessen wandte sich Emma Brand mit übermäßiger Liebe von Clara's Stimme an Rode, während sie einfließen ließ, es wäre nur Schade, daß dieselbe noch so wenig biegsam sei.

„Ich verstehe sehr wenig von Musik“, antwortete er.

„O, Sie scherzen nur“, fuhr das Fräulein fort. Wenn man aber die italienische Oper in Petersburg kennt, mag man wohl die Sängerinnen in der Provinz nicht mehr hören.“

„Ich war nicht reich genug, meine Ohren so zu verwöhnen“, erwiderte Rode, und sah sich um, ob nicht Jemand in der Nähe wäre; denn er fürchtete schon eine unendliche Reihe von Fragen nach der Residenz, und sehnte sich nach Störung. Zu seinem Glücke forderte Arnold zu einem Spaziergange in den Garten auf. Die Männer gingen zusammen und Candidat Groß hatte einige Mühe, den runden Herrn Brand zu unterhalten, während der Pastor und der Doktor sichtliches Wohlgefallen an einander fanden.

Am Theetisch wurde die Unterhaltung wieder allgemeiner. Bald darauf brachen die Gäste auf. Rode versprach auf Arnold's Bitte gern, ihn direkt aus der Stadt recht bald zu besuchen.

„Der neue Doktor gefällt mir!“ rief Tante Amalie, als die Gäste fort waren. „Er ist gewiß kein gewöhnlicher Mensch.“

„Er scheint ein geschiedter Mann zu sein“, sagte Arnold, „ich freue mich sehr auf seinen Umgang.“

„Er thut mir leid“, sagte die Pastorin. „Er ist in Kurland so fremd geworden, und sieht die Schwester doch nur selten.“

„Mir scheint's, die Fräulein Brand würden ihn ganz gern von seinem einsamen Leben erlösen“, sagte die Tante.

„Was ihr Frauenzimmer doch bei jeder neuen Bekanntschaft gleich solche Beobachtungen anstellt!“ antwortete ihr Bruder lachend. „Raum ist ein Fremder da, so sieht man sich in der ganzen Gegend nach einer Frau für ihn um.“

„Diese drei Schwestern sind so ganz anders als meine Bekannten in Riga“, sagte Clara. „Ich verstehe es gar nicht recht, sie zu unterhalten.“

„Es giebt auch dort so verschiedenartige gesellige Kreise“, erwiderte der Vater, „daß man kaum glauben sollte, sie gehörten demselben Orte an. Uebrigens sind die Brands ganz umgängliche Leute, und ein Prediger muß ohnehin mit seinen Gemeindegliedern zu leben wissen. So wollen wir ihnen denn auch recht bald den Besuch erwidern. Kommen Sie, lieber Groß, wir machen vor dem Abendessen noch einen kleinen Spaziergang.“

Die beiden Männer gingen hinaus und vertieften sich bald in theologische Gespräche. Candidat Groß war dem Pastor zugewiesen, um das gesetzliche Probejahr bei ihm zu bestehen, und deshalb ein häufiger Sonnabendsgast im Pastorat. Noch nicht seit lange von der Universität zurückgekehrt, wo er tüchtige Studien gemacht hatte, waren ihm seine erworbenen Kenntnisse doch noch nicht so recht zu eigen geworden, und Arnold, der gern mit jüngern Männern verkehrte, war der rechte Mann, in Rede und Gegenrede zur Verarbeitung des Erworbenen zu helfen.

Die Tage kamen und vergingen, heitere und trübe. Neben dem lebhaften Vater, der in voller Kraft und Geistesfrische, Leid und Freude als die nothwendigen Begleiter des Lebens ansah und nach dem schweren Schlag, der ihn getroffen, nur mit neuer Glaubensfreudigkeit aus der Trübsal hervorging, — und der still trauernden Mutter, die bei aller Ergebung keinen neuen Lebensmuth gewinnen konnte, stand Clara mit dem ganzen Hoffnungsreichthum der Jugend, dem Vater ein Pfand der göttlichen Güte, eine Verheißung heiterer Zukunft, der Mutter ein Band, das sie zur Erde zog, wenn die Sehnsucht nach dem Jenseits zu mächtig zu werden drohte.

Diese Stimmung der Mutter gab ihrem Verhältniß zu Clara eine eigenthümliche Färbung. Nicht gleich den meisten Müttern, welche die Erziehung der heranwachsenden Töchter zu vollenden meinen, indem sie nun strenge Forderungen an die Anwendung alles Erworbenen machen und für die bisherige Aufopferung den unmittelbaren Lohn verlangen; sondern mehr mit dem Gefühl, als könne sie der Tochter nicht mehr sein was sie sollte, als sei das Mutterherz nur halb ihr zugewandt, und selbst die Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Sohn ein Raub an der Tochter, so fast demüthig liebte sie ihr Kind, und jede Zärtlichkeit der so warm fühlenden Clara war ihr fast eine ungehoffte Freude.

Tante Amalie stand ergänzend an der Seite ihres Lieblings, mit ungewöhnlichem Scharfblick die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens überschauend und mit



jener Menschenkenntniß ausgestattet, die den Frauen oft wie eine unmittelbare Anschauung gegeben ist. So entgingen ihr die schwachen Seiten der Menschen und Verhältnisse selten; doch ließ ihr wohlwollendes Herz sie dieselben nur in harmlosen Scherzen rügen, wenn nicht irgend eine Gefahr für die Personen, die sie liebte, aus diesen Schwächen hervorzugehen drohte.

Der Sommer verging, der Wind wehte schon über die Stoppeln, da hieß es eines Morgens, Hanau's kämen in der nächsten Woche schon. Ein Brief an den Thalhöfchen, der unterdessen die Aufsicht über die Verwaltung von Wehlen gehabt, hatte schon den Tag der Abreise aus Berlin bestimmt.

## II.

## Ein Edelhof.

Ein schwer bepachter Reisewagen mit sechs Pferden hielt vor dem stattlichen Wohnhause in Wehlen. Vor der Hausthüre zeigte sich so viel Dienerschaft, als man während der Abwesenheit der Herrschaft noch beibehalten hatte, Allen voraus die wohlgenährte Haushälterin, die trotz der Freude des Wiedersehens noch hier und da einer Magd ein Scheltwort zuzurufen, oder eine Nachlässigkeit in den Vorbereitungen zum Empfange der Reisenden zu bemerken hatte. Der Amtmann und der vom Boock springende Diener halfen den Angekommenen aus dem Wagen, während ein junger Mann, in dem die Dienerschaft sogleich den blonden Friedrich erkannte, obgleich das Haar etwas dunkler geworden war und ein leichtes Schnurrbärtchen die Oberlippe bedeckte, in zwei Sprüngen mitten unter den Leuten war, die ihn mit dem Rufe: „Guten Tag, Jungherrchen!“ freudig begrüßten. Die alte Haushälterin klopfte ihm auf die

Schulter, und die hellen Freudenthränen standen in ihren Augen, als er mit dem alten treuherzigen Händedruck sich zu ihr wandte und mit der tiefer gewordenen, aber doch immer noch so bekannten Stimme fragte: „Nun, wie geht's Schulzchen, sind die Äpfel schon reif?“ — Ganz der Alte, dachte sie und wandte sich nun zu der gnädigen Frau und dem Herrn, denen sie unterthänig den Arm küßte, während die beiden jungen Fräulein ihr zwei herzhafteste Küsse gaben. Diese kindliche Vertraulichkeit der zwei hochgewachsenen, stattlichen jungen Damen brachte ein solches Gemisch von Stolz und Rührung in dem Herzen der treuen Dienerin hervor, daß sie sich schnell ins Haus wandte und in einer abermaligen Fluth von Scheltworten, die sich über die lettischen Dienstmägde ergoß, ihrem vollen Herzen Luft machte.

„Nun sind wir wieder da!“ rief die fröhliche Ella und sprang dem Bruder nach, die Treppe hinauf. Frau von Hanau und Adelheid folgten langsamer, während Herr von Hanau noch mit dem unten stehenden Amtmann sprach.

Im Hause war Alles aufs Beste gesäubert und gepuzt für die rückkehrende Herrschaft; aber es war doch noch recht öde und leer in der ganzen Reihe der Zimmer. Es fehlte jener Charakter der Wohnlichkeit, der erst durch seine Bewohner dem Hause wiedergegeben wird. An den Wänden umher standen die Tische, Stühle und Sophas wie vor fünf Jahren; aber all' die kleine, bewegliche Habe, die in neuerer Zeit der Hauptschmuck aller Wohnungen geworden, war noch unter Schloß

und Kiegel, kein Buch, keine weibliche Arbeit lag auf den Tischen umher.

Schnell waren Friedrich und Ella durch alle Zimmer gegangen und hatten hier und da aus den Fenstern gesehen. Im Hause war es noch unheimlich, im Garten mußte es hübscher sein. Wirklich war es hier auch schön, Alles gepflegt und groß gezogen, was man als junge Anlage verlassen, dichtes Gebüsch, wo man vor fünf Jahren kleine Reiser gepflanzt, hier und da ein freundliches Plätzchen zur Ueberraschung der Herrschaft vom Gärtner angelegt. Zwischen den Blumenbeeten fanden sie den Alten selbst, der sich in der Nähe hielt, um das ihm gebührende Lob in Empfang zu nehmen, das ihm auch fröhlich gespendet wurde.

„Aber wie groß sind Sie Beide geworden!“ rief der Alte, die beiden schlanken jungen Gestalten mit Bewunderung betrachtend. „Das kleine Fräulein, das mir im Laufen immer die Beete zertrat, wird mir nun keinen Schaden mehr anrichten.“

„Dafür steh' ich nicht, Alter!“ erwiderte Ella lachend. „Die Blumenbeete werde ich wohl nicht mehr zertreten, aber Blumen mußst du mir geben, so viel ich brauche. Ich weiß, das liebst du auch nicht.“

„Nun, nun, wir wollen sehen!“ schmunzelte der Alte. „Kommen Sie, Jungherrchen!“ wandte er sich zu Friedrich. „Sie müssen den neuen Obstgarten sehen. Das sind Birnen!“ Damit führte er die Geschwister auf die Seite, wo derselbe lag, und zeigte ihnen triumphirend seine Schätze. Aber die Schritte des Greises, der ihnen voraus, zwischen den jungen Bäumen hin- und herging,

von manchem Winterfrost und manchem Angriff naschhafter Hasen erzählend, die seinen Zöglingen Gefahr gebracht, wurden den jungen Leuten bald zu langsam. Sie entflohen dem geschwätzigen Alten und eilten in den Park, und in diesem immer weiter und weiter, bis sie richtig die Hauptwege desselben durchschritten hatten.

„Wir sollten doch heute noch ins Pastorat gehen“, schlug Ella vor. „Es ist noch nicht spät, Mama und Adelheid werden das Haus einrichten und Papa hat mit dem Amtmann gewiß den ganzen Abend zu reden, und uns Beiden bleibt doch nichts Besseres zu thun.“

„Das ist wahr!“ sagte Friedrich. „Es wird mir aber doch recht traurig sein, dort Alle wieder zu sehen. Daß der Ernst gestorben ist, kann ich noch immer nicht vergeffen!“

„Clara muß jetzt auch ganz erwachsen sein. Sie ist ja gerade so alt als ich. Ich freue mich ganz ungeheuer auf sie! Du doch auch?“

„Natürlich!“ sagte der Bruder. „Ich wünschte nur, sie wäre weniger ausgelassen als du, sonst weiß ich nicht was daraus werden soll.“

„Nun, da haben wir immer noch dich als Mentor, Fritzchen. Es kann dir gar nichts schaden, wenn wir dich etwas aus der Ruhe bringen.“

Sie kehrten ins Haus zurück und fanden die Uebri- gen schon am Theetisch. Ein Wagen fuhr vor. Der Thalhöf'sche kam, die Nachbarn zu begrüßen. Man vertiefte sich bald in die Unterhaltung mit ihm. Desto leichter erhielten die jungen Leute Erlaubniß zu ihrem Spaziergange. Adelheid war reisemüde, machte auch

den Thee, und wollte mit der Mutter das Auspacken leiten.

Im fröhlichen Geplauder gingen die Geschwister den wohlbekanntem Weg. Im Zaun des Pastoratsgartens war ein Seitenpfortchen, das den Weg um ein gutes Stück abkürzte und gewöhnlich nicht verschlossen wurde. Unbemerkt gingen sie durch den Garten; die Glasthüre war an dem warmen Augustabend offen. Aus der Ferne schon grüßten sie liebliche Klänge. Ueberrascht blieben sie stehen, immer voller und reicher tönte Clara's herrliche Stimme aus dem Hause herüber.

„Kann das die kleine Clara sein?“ rief Friedrich erstaunt. Der Gesang schwieg, man hörte noch eine bekannte Melodie auf dem Klavier spielen. Die Geschwister traten ins Zimmer. „Clara!“ rief Ella und flog auf sie zu. Freudig erschreckt wandte sich Clara rasch um. „Du schon hier, Ella!“ rief sie, und die Freundinnen lagen einander in den Armen. Da erblickte Clara den jungen Mann und verneigte sich erröthend. „Das ist ja Friedrich!“ rief Ella. „Ihr erkennt euch wohl gar nicht mehr!“ — „O ja, jetzt wohl!“ sagte Clara und reichte ihm etwas blöde die Hand.

„Fräulein Clara hat sich auch sehr verändert!“ sagte Friedrich, der seine Ueberraschung bei dem Anblick der lieblichen Erscheinung nicht verbergen konnte:

„Fräulein Clara! — Hört doch, das klingt mir doch gar zu komisch. Nun wird sie wohl sagen müssen: «Herr von Hanau!» Das wäre zum Todtlachen.“

„Ich muß Vater und Mutter rufen“, sagte Clara

rasch. „Ach! aber“ fügte sie stoßend hinzu, indem sie Friedrich ansah, — „Mutter wird sehr traurig sein! — Ich komme gleich!“ rief sie und eilte vor die andere Thür nach dem Hofe zu, wo die Aeltern mit der Tante saßen.

Die Geschwister waren auch stille geworden. Friedrich hatte die Augen voll Thränen bei dem Anblick der bekannten Räume und wollte das der Schwester nicht zeigen. Diese folgte endlich Clara hinaus. Gleich darauf kam die Pastorin. Als Friedrich ihr entgegen eilte und sich auf ihre Hand beugte, weinte sie bitterlich. Sie küßte seine blonden Locken und konnte ihm kein Wort sagen.

„Willkommen, mein lieber Friedrich“, rief Arnold, der auch eingetreten war, den Jüngling herzlich umarmend. „Wie haben wir uns gefreut, Sie wieder zu sehen! Ist's doch als hätten wir wieder etwas von unserm Ernst.“ Und dem kräftigen Manne zitterten die Lippen, als er so sprach, und eine Weile war Alles stille. Die beiden Mädchen hatten die Pastorin umfaßt und küßten ihre Hände.

Darauf wurde viel gefragt, nach den letzten Reisetagen, nach den Aeltern und der Schwester. Ella erzählte, Friedrich war etwas blöde. „Wir dürfen nicht lange bleiben“, sagte Ella endlich; „wir wollten nur nicht bis morgen auf das Wiedersehen warten. Da kamen wir nur auf ein Weilchen. Wie schön ist es doch, daß wir uns nun täglich sehen können, liebste Clara! Morgen kommst du doch?“

„Gewiß“, fiel die Pastorin ein, „wenn Ihre Mutter sich etwas von der Reise erholt hat.“

„Ich begleite Sie noch auf ein Stündchen“, sagte Arnold, und nahm Stock und Mütze. Die Geschwister nahmen Abschied. Friedrich wurde auf dem Spaziergange gesprächiger und erzählte von seiner letzten Reise. Arnold bemerkte mit Wohlgefallen die bescheidene Art des jungen Menschen, dessen Aeußeres schon so anziehend war.

In Wehlen wurde der Pastor herzlich empfangen und mußte den Abend dort verbringen. Man erzählte viel von dem Aufenthalt im Auslande, verglich die heimathlichen Zustände mit denen des Nachbarlandes, und schloß damit, daß es doch in Kurland nicht so übel sei, und daß man ganz gern zurückkehrte.

„Sie und ich haben ganz Recht so zu sprechen“, sagte Arnold zu Herrn von Hanau, „Sie als Gutsbesitzer und ich als Prediger, wenn wir dabei nur an unsere eigenen Verhältnisse denken. Wo in der zweiten Welt finden Sie eine Existenz, die, wie die Ihrige, so viel behaglichen Lebensgenuß mit so wenig Störung von außen gewährt, natürlich, wenn die nothwendige Bedingung einer einigermaßen geordneten Verwaltung Ihres Besitzes erfüllt ist.“

„Sie haben Recht, und ich verkenne die Vortheile meiner Stellung nicht“, erwiderte Herr von Hanau; indessen giebt es doch auch da der Sorgen und Mühen genug, und wenn ich daran denke, wie ich jetzt gleich nach meiner Rückkehr durch manche wichtige Veränderung, die ich bis jetzt aufschieben mußte, mit Geschäften überladen sein werde, erscheint mir das dolce far niente der letzten Jahre wie ein verlorenes Paradies. — Uebrigens

muß ich wohl gestehen, daß ich dieses paradiesischen Müßigganges schon etwas überdrüssig war.“

„Das glaube ich gern“, sagte Arnold, „darum kann ich wieder darauf zurückkommen, daß gerade die mäßige Dosis Arbeit, die einem hiesigen Gutsbesitzer zufällt, die Behaglichkeit seines Daseins vermehrt und nur die Würze seiner Lebensfreuden ist.“

„Ich muß Ihnen freilich zugestehen, lieber Pastor, daß Sie etwas mehr zu thun haben als ich“, fiel Herr von Hanau ein; „aber im Grunde genießen die Herren Prediger bei uns doch auch recht viel von dieser Behaglichkeit.“

„Gewiß“, sagte Arnold, „ich habe mich darin auch gleich einigermassen an Ihre Seite gestellt, und von allen Bewohnern unseres Ländchens den besitzenden Adel und den Predigerstand als die Bevorzugten bezeichnet; nur müssen Sie mir zugestehen, daß das Besitzen noch etwas bequemer ist als das Predigen.“

„Glauben Sie mir, lieber Pastor“, erwiderte Herr von Hanau lachend, „ich habe auch oft genug zu predigen in meiner Weise, und noch dazu ohne Concept. Da fürchte ich jetzt beinahe mein Letztich etwas vergessen zu haben, und muß mich mit den alten Weibern wieder üben, die gewiß zuerst in Schaaren mit allen möglichen Bedürfnissen kommen.“

„Ihre Leute haben Sie mit Ungeduld zurück erwartet, Herr von Hanau, nicht bloß wegen der versprochenen Veränderung ihrer Verhältnisse. Unser Bauer hat wirklich noch das Bedürfnis, sich von seinem Guts Herrn, wie von seinem Prediger, in allen seinen Angelegenheiten

Rath zu holen, und er theilt da nicht Weltliches vom Geistlichen, wie gebührend, sondern kommt vielleicht mit seinem gestörten Cheshire vor den Guts Herrn und mit seinen Gesindeangelegenheiten vor den Pastor, an die freilich der Seelsorger auch oft unmittelbar anzuknüpfen hat; denn je niedriger die Bildungsstufe einer Menschenklasse, desto weniger trennt sie Geistliches vom Leiblichen und Geistliches vom Weltlichen.“

„Wissen Sie“, sagte Herr von Hanau, „daß ich vor einem Jahre unsern Richter auf seiner Pfarre in Sachsen besucht habe. Friedrich war mit mir da, und wir haben alle drei eine rechte Freude daran gehabt, einander wiederzusehen. Der Richter hat schon Weib und Kind, und lebt da recht idyllisch als Herr Pfarrer; aber verzweifelt knapp, wie es, glaube ich, in Idyllen immer zugeht!“

„In Sachsen sind wohl auch die Predigerstellen in den Dörfern und kleinen Städten ärmlischer als irgendwo“, sagte Arnold. „Doch Richter ist ein tüchtiger Mensch, und man wird ihn wohl mit der Zeit befördern.“

„Ja, das wünsche ich ihm von Herzen. Am meisten vermißt er, glaube ich, angemessenen Umgang. Das ist hier bei uns anders, wo der Prediger im Stande ist, sein Haus jedem Gaste zu öffnen und sich seinen Umgang also in weiteren Kreisen wählen kann. Dort aber hat er nicht bloß die durch die Sitte auferlegte Verpflichtung, mit den meisten Gliedern seiner Gemeinde auch in geselligem Verkehr zu leben, sondern ist auch wirklich gewöhnlich nicht im Stande, entfernter Wohnende zu besuchen.“

„Die Stellung des Predigers zu seinen Gemeindegliedern ist dort allerdings eine ganz andere“, erwiderte Arnold. „Hier bei uns ist sie nicht nur durch die verschiedenen Nationalitäten, denen Prediger und Gemeinde angehören, bedingt, sondern auch noch von alten Zeiten her durch das Herrenverhältniß, in welchem er zu seinen sogenannten Pastorsbauern, und gewissermaßen auch zu den andern stand und zum Theil noch steht. Die deutschen Gemeinden aber sind bei uns auf dem Lande doch gewöhnlich aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt, daß es nicht wohl vom Prediger verlangt werden kann, sie Alle auch in seinem Hause als Gäste zu sehen.“

„Richter selbst hat uns, als wir bei ihm waren, oft lachend auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen seinem Haushalt und dem Ihrigen besteht.“

„Meine Amtsbrüder in Deutschland trösten sich da auf andere Weise. Es ist kaum ein begabterer Prediger dort, der nicht mehr oder weniger an dem großen Bücherhabel bauen hilft. Da reden, urtheilen und zanken die Herren schriftlich so viel, daß sie unsern geselligen Verkehr nicht sehr vermiffen mögen und gewiß wenigstens mit einigem Stolge auf uns Schreibefaulen Rurländer herabsehen. Es ist übrigens wahr, daß wir uns auch aus aller Kraft gegen die Reize des bequemen Lebens, die uns von allen Seiten locken, zu wahren haben. Wir können aber nur mit desto größerer Freude bemerken, wie trotz dieser Lockung auch bei uns eine so viel größere Regsamkeit auf kirchlichem Gebiete wach geworden.“

Unter solchen Gesprächen verging der Abend. Arnold freute sich wirklich der Rückkehr des Gutsherrn, mit dem er immer in freundlichen Verhältnissen gelebt hatte. Herr von Hanau war ein Ehrenmann in jeder Beziehung. Von rechtschaffenen Aeltern und Voraltern abstammend, auf dem Gute derselben geboren und erzogen, hatte er Liebe für den Ort und seine Bewohner. Das Haus, in dem er wohnte, war von seinem Vater gebaut, die umherliegenden stattlichen Nebengebäude zum Theil von ihm selbst aufgeführt, und der Garten und Park nach seinem Geschmack umgestaltet worden. Die lettischen Aufseher auf dem Haupthofe und den Nebengütern hatte er größtentheils schon als Knabe in allerlei Aemtern, als Piqueure, Stubenjungen oder dergleichen gekannt, die Bauern des Gutes zuerst in seiner Kindheit bei dem jährlich wiederkehrenden Volksfeste und später durch seine eigene Thätigkeit in der Verwaltung seiner Güter, bei den mannigfachen Gelegenheiten kennen gelernt. So begegnete ihm auf Wehlen'schem Gebiet nicht leicht ein fremdes Gesicht.

Bei der Betrachtung eines Lebens dieser Art wird die kurische Sitte verständlich, den Namen des Besitzers fast über dem Namen seines Gutes zu vergessen; denn wenn man auch in der Anrede den Familiennamen braucht, so spricht man doch von dem Abwesenden nicht leicht anders, als ihn nach dem Gutsnamen benennend. Mit dem so allgemein gewordenen Güterhandel wird allmählig wohl auch diese Gewohnheit verschwinden und kaum noch an den Majoraten haften.

Der Wehlen'sche also, wie Herr von Hanau in ganz

Kurland hieß, war ein Fünfziger von stattlichem Aeußern, mit einem jener edlen Gesichter, wie sie in einzelnen Adelsgeschlechtern erblich sind. Sein schon mit Grau gemischtes Haar und der Schnurrbart standen noch in ihrer ganzen Fülle. Seine Gestalt, mehr hager als voll, zeugte von Kraft, wenn auch die Haltung jene bequeme Nachlässigkeit bemerkten ließ, die Männern eigen ist, die, vom öffentlichen Leben entfernt, das Repräsentiren nicht zur Aufgabe haben. In seinem ganzen Wesen sprach sich Wohlwollen und Heiterkeit aus. Ihm selbst war seit frühester Jugend Alles bequem gemacht worden; ohne Anstrengung und Kampf von seiner Seite waren ihm die Güter dieser Welt zugefallen. So war er auch nicht geneigt, Andern das Leben schwer zu machen, hielt es aber freilich auch nicht für nöthig, ohne besondere Aufforderung und Anregung, Andern mit seiner Kraft und seinen Mitteln beizustehen. Denn wie sich für ihn Alles günstig gefügt hatte, so erwartete er dasselbe für Jeden, und sein „Es wird schon gehen!“ half ihm so gut über eigene und fremde Verlegenheiten hinaus, daß er keine Ursache fand, sich ernstliche Sorge zu machen. „Es wird schon gehen!“ war seine Antwort, wenn seine Wirthschaftsbeamten Schwierigkeiten in der Ausführung seiner Befehle fanden, oder wenn Frau von Hanau Bedenlichkeiten in der Erziehung der Kinder hatte. Dieselbe tröstliche Hoffnung, in den verschiedensten Formen ausgedrückt, begleitete ihn bei jedem Geschäft, bei jeder Unternehmung. War einmal irgend Etwas nicht gegangen, so vergaß er das schnell und stellte seine Hoffnung wieder auf die Zukunft.

Bei dieser Sinnesart des Hauptes konnte sich die Persönlichkeit jedes einzelnen Familiengliedes vollkommen frei entwickeln, in so weit der sehr ausgebildete Sinn der Hausfrau für die Formen des geselligen Lebens das zuließ. Frau von Hanau war die Tochter einer größtentheils in der Hauptstadt der Provinz residirenden reichen Familie A., und nach hergebrachter Weise erzogen. Eine französische Bonne hatte ihre ersten kindlichen Spiele und Beschäftigungen zu leiten und übergab sie einer französischen Gouvernante, als wirklicher Unterricht nöthig war. Der Lehrer ihrer Brüder, ein Ausländer, gab die deutschen Stunden. Die übrigbleibende Zeit wurde durch Privatstunden ausgefüllt, die in die letzten zwei Jahre vor dem Auftreten noch zusammengedrängten, was möglich war, vor allem Literatur. Goethe wurde vorzugsweise gelesen und erklärt, außerdem etwas junges Deutschland, ja sogar etwas Shakespeare; Schiller setzte man als Lectüre der Kinderjahre voraus, er galt gerade damals nicht für geistreich genug. Darauf kam im letzten Jahre die Confirmation; ihr folgten einige ernste Wochen, in welchen das junge Mädchen eine Menge mit Goldschnitt gebundener „Mitgaben an Confirmanden“ mit vieler Andacht las, viel gute Vorsätze faßte und sich regelmäßig stundenweise an ihrem eleganten Schreibtische beschäftigte. — So verging der Sommer, während die Mama von fern und nah die eleganteste Toilette für den Winter besorgte. Vor Weihnachten kamen die vorbereitenden Soireen. Das Töchterchen figurirte auf den Visitenkarten der Mutter in dem verhängnißvollen Zusatz „et sa fille“, und erschien darauf

in der Gesellschaft, d. h. sie trat auf. Sie war hübsch, hatte gute Tournüre, noch bessere Toilette, war nicht blöde, denn gegen dieses Uebel waren schon damals Kinderbälle als Heilmittel eingeführt, kurz — sie fand überall den erwarteten Beifall. Die Aeltern gaben Gesellschaften im eigenen Hause, es fanden sich die ersten Anbeter. Einige junge Leute ohne Vermögen wagten nur in der Stille zu seufzen, oder vielmehr ihre Gefühle nur in stürmischem Tanze ausströmen zu lassen; ein paar Söhne reicherer Familien, ja sogar ein selbständiger Gutsbesitzer sahen schmachend aus; — aber die Fastenzeit kam, und die gleich darauf folgende Langeweile löschte das Feuer wieder aus, das bei Kerzenschimmer und Tanzmusik unter dem Rauschen seidener Gewänder und dem Strahlen von Juwelen sich entzündet hatte. In den langen Märztagen sahen die jungen Damen matt und erschöpft aus, die jungen Gutsbesitzer waren nach Hause gefahren, die Akten der Gesellschaft für diesen Winter geschlossen.

Den Sommer über hatte man wieder solide Gedanken; die jungen Damen und ihre Mütter nahmen sogenannte ernste Lectüre vor, die blaß gewordenen Wangen rötheten sich wieder, man half, wo es nöthig war, mit Mineralwassern und Seebädern nach.

In nächsten Winter erschien Fräulein A. mit der vollen Sicherheit einer sieggewohnten Weltbame. Unter den jungen Männern, die für die Saison zur Stadt kamen, war Herr von Hanau, der im Herbst von Reisen zurückgekehrt war. Er war eine der besten Partien im Lande, seine Persönlichkeit stattlich und einnehmend, sein Charak-

ter unbefcholten, sein Gut im besten Zustande. Er näherte sich dem A.'schen Hause, wurde sehr freundlich aufgenommen und — war bald der Verlobte der Tochter. Noch war die Saison nicht zu Ende; sie wurde aufs Glänzendste geschlossen durch die Festlichkeiten, welche zu Ehren des Brautpaares gegeben wurden. Man fand die Verbindung sehr passend, hörte daher bald auf sie zu besprechen. — Der Bräutigam las der Braut und der künftigen Schwiegermutter die neuesten Romane vor, die Damen interessirten sich dafür gefällig für seine Equipage, sein Reitpferd, seinen schönen Neufundländer. Man machte Besuche, man fuhr spazieren, die Zeit verging aufs Angenehmste. Erinnerungen an die erste Bekanntschaft auf den Ballen füllten die einsamen Stunden des Brautpaares aus, Beide hatten den besten Willen glücklich zu sein, und es gab auch wirklich keine besondere Störung des Glückes, wenn nicht etwas Langeweile sich einschlich. Indessen fuhr der Bräutigam doch wieder zuweilen auf sein Gut, wo allerlei zum Empfange der jungen Frau verändert wurde, und die Braut wurde heilsam zerstreut durch alle die Herrlichkeiten, die zur Aussteuer herbeiströmten. — Endlich wurde die Hochzeit gefeiert, und da die Hochzeitsreisen damals noch nicht in der Mode waren, zog das junge Paar mitten im Sommer nach Wehlen.

Man machte und empfing Besuche, die Jagdzeit kam darüber heran. Die junge Frau unternahm mit ihrem Manne eine Rundreise zu Verwandten und Bekannten. Zu Hause waren sie wenig allein, im Winter viel bei den Aeltern in der Stadt. So ging das Leben fort,



von einem Jahre zum andern, Beide waren mit ihrem Loose zufrieden. Drei niedliche Kinder fesselten sie mit der Zeit mehr an das Haus; Herr von Hanau wurde ein thätiger Landwirth, seine Frau eine sorgsame Mutter. Gewohnheit und Bequemlichkeit hielten sie in späteren Jahren dauernd auf dem Lande zurück.

Die Kinder wuchsen fröhlich heran. Das einfachere Wesen des Vaters, die Ueberlieferungen aus seinen Kinderjahren gaben ein heilsames Gegengewicht, als die Mutter es für nothwendig zu halten anfang, die eigentliche Erziehung der Kleinen zu beginnen. Sie las moderne Erziehungsschriften, und unterließ nicht, als die erste Gouvernante ins Haus kam, ihr die gesammelten Ansichten als Richtschnur mitzutheilen, und in der ersten Zeit viel über Methode mit ihr zu sprechen. Mit den Jahren aber, als sie sah, daß die Kinder leidlich fleißig waren, die Lehrerin lieb hatten und fröhlich und gesund blieben, kamen die Erziehungsgespräche aus der Mode, die der Vater ohnehin nicht liebte. Frau von Hanau besprach das Thema darauf noch öfters mit Pastor Arnold; als aber auch dieser ihr wiederholt rieth, für die Kinder möglichst tüchtige Lehrer zu suchen, diesen dann aber auch Vertrauen zu schenken, kamen die Erziehungsbücher immer mehr in Vergessenheit und die Kinder zum Genuß eines reichlichen Maßes von Freiheit.

Friedrich fand an des Pastors Ernst einen willkommenen Gespielen, die Mädchen hatten die kleine Clara sehr lieb. So waren die Sonntage rechte Freudentage für die Kleinen, und die Mutter vergaß in ihrer Zufriedenheit für Kinderbälle zu sorgen, ja sie ver-

schmerzte es sogar, daß die Mädchen ihre Knirzchen etwas blöde zu Stande brachten, wenn Besuch da war, und daß Friedrich zuweilen gar vergaß sein Compliment zu machen, wenn er mit seinem Kameraden durchs Zimmer lief. Kamen die Kinder zu den Großältern in die Stadt, so fand man sie wohl etwas lärmend und unbequem, und Frau von Hanau gestand dann wohl, sie müsse nun ernstlich anfangen auf gute Manieren zu sehen und nächstens auch für Tanzunterricht sorgen. Wenn sie aber wieder zu Hause war und die Kinder in ihrer vollen Fröhlichkeit durch Garten und Haus hüpfen sah, vergaß sie diese Sorge wieder, und tröstete sich bald mit der Bemerkung, daß Adelsheid wenigstens schon anfange, etwas feinere Manieren zu bekommen. War es doch auch auffallend, daß die kleine Clara im Pastorat so sehr anmuthig in ihren Bewegungen war, obgleich sie auch keinen Tanzunterricht gehabt; da konnte man doch für Ella auch noch hoffen.

Unterdessen hatte Friedrich an Herrn Richter einen sehr tüchtigen Lehrer und an Ernst Arnold einen Mitschüler, der an Fähigkeiten ihm gleich, an Energie und Ehrgeiz ihm überlegen war. Beide Knaben machten rasche Fortschritte. Als sie ihr funfzehntes Jahr erreicht hatten, mußte Richter in sein Vaterland zurück, wenn er nicht alle Ansprüche an eine Anstellung in demselben aufgeben wollte. Die Wehlen'schen hatten schon lange den Plan eines längern Aufenthaltes im Auslande gefaßt, und fanden es jetzt ungelegen, nach einem neuen Lehrer für Friedrich zu suchen. Sie beschloßen also, zum Theil auf Richter's Zureden, die Erziehung der

Kinder in Dresden zu vollenden. Auch Arnold rieth dazu, weil er, die Verhältnisse wohl erwägend, einsah, daß es für den Knaben jetzt wichtig war, aus dem Wohlleben und der etwas weichlichen Existenz seines Vaterhauses in etwas strengere Umgebung zu kommen, und besonders den Einflüssen von Seiten seiner jungen Standesgenossen entzogen zu werden, die in diesem Alter dem Lernen nicht sehr hold zu sein pflegten. So verließ denn die ganze Familie Kurland auf fünf Jahre. Friedrich wurde in eine größere Erziehungsanstalt gebracht, von wo aus er nur besuchsweise zu den Aeltern kam; die Mädchen blieben zu Hause. Herr von Hanau kam in dieser Zeit wohl einmal auf kurze Zeit nach Kurland zurück, um seine Geschäfte zu ordnen, hielt aber doch bis zu Ende der fünf Jahre mit den Seinigen aus, nicht ohne indessen durch weitere Reisen die Einförmigkeit des Dresdener Aufenthalts unterbrochen zu haben.

Adelheid und Ella erhielten unterdessen auch den bestmöglichen Unterricht; es blieb auch der Tanzunterricht nicht aus. Sie musicirten, zeichneten, sprachen französisch, lasen englisch, gerade wie die meisten andern jungen Mädchen; sie schwärmten für die sächsische Schweiz und im letzten Reisejahre für den Rhein, kurz — die Erziehung war als vollendet anzusehen. Dabei hatten sie ein warmes Herz behalten, und freuten sich gar sehr auf die Rückkehr nach Kurland. Wenn die Mutter ihnen das hochgebildete Deutschland pries und die Freude an dortigen Kunst- und Naturschönheiten, brauchte der Vater nur an ihren schönen Wald und den Garten, an die lustigen Schlittenfahrten im Winter und die

Spazierritte im Sommer zu erinnern, um sie auf seiner Seite zu haben. Die lebhafteste Ella besonders war durch solche Erinnerungen ganz ungeduldig gemacht, und hatte mit ihren Dresdener Freundinnen manchen kleinen Zank gehabt, wenn man ihre geliebte Heimath herabsetzen wollte, die sie oft alles Ernstes gegen den Vorwurf vertheidigen mußte, daß sie das eigentliche Vaterland wilder Thiere und barbarischer Zustände sei.

Friedrich sollte jetzt ein Jahr zu Hause bleiben, um dem Vaterlande nicht ganz zu entfremden. Fünfjährige angestrengte Arbeit hatte seinen Geist gereift, und er war mit einem Schatz von Kenntnissen ausgerüstet, wie ihn seine Altersgenossen selten ins zwanzigste Jahr mitbringen; doch hatte ihn das ausschließliche Leben mit seinen Lehrern und Mitschülern den gefelligen Formen, und seine lange Abwesenheit von der Heimath der kurischen Anschauungsweise so sehr entfremdet, daß der Vater wünschte, er möchte, ehe er seine Studien fortsetzte oder weitere Reisen unternähme, das Ländchen näher kennen lernen, dem er später als Grundbesitzer angehören sollte, und dem er vielleicht einst in einer öffentlichen Stellung zu nützen berufen war.

Der Vater war selbst in Angelegenheiten der kurischen Ritterschaft oft thätig gewesen, und bei allem Wohlwollen und aller Gerechtigkeitsliebe seines Charakters doch eifrig interessirt für die Erhaltung der Vorrechte seines Standes. Auch kam ihm wohl zuweilen die Besorgniß, der Sohn möchte im ausschließlichen Verkehr mit Deutschlands Jugend leicht etwas von dem Gährungsstoff in sich aufnehmen, der auch in scheinbar ruhigen

Zeiten dort nie ganz ausgeht, und einem so empfänglichen Gemüthe leicht Gefahr bringen konnte.

Friedrich war einer von den wenigen Jünglingen unserer Zeit, die noch schwärmen können, die noch wirklicher Begeisterung fähig sind und den Ueberschuß an Wärme haben, der ihre Kräfte zur schönsten Reife der männlichen Jahre bringen kann. Das dankte er zum Theil der Entfernung von dem so harmlos scheinenden geselligen Leben, das in seinem Vaterlande alle andern Interessen einzuschläfern pflegt. Wie viele Knaben mit den schönsten Anlagen werden unbedeutende Männer, weil sie um sich her nur das verflachende Treiben der Gesellschaft, und für ihren Ehrgeiz am Ende kein anderes Feld sehen als die Salons! Wie manche edlere Mutter saß auch hier an der Wiege ihres Knaben mit schönen Träumen für seine Zukunft, und wähnte auch noch in den Jahren seiner Kindheit die Stufen zur Verwirklichung dieser Träume zu sehen! Aber die Macht der Umgebung, die so unmerklich und doch so unfehlbar wirkt, ließ kein Vertiefen der jungen Seele zu, und selten nur hatte ein Vater oder eine Mutter Energie genug, den Sohn in einen andern Boden zu verpflanzen, selten wohl auch die Einsicht in die Ursachen dieser Verflachung.

Mehr durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände als durch Vorbedacht der Aeltern war Friedrich der Gefahr entgangen, sein jugendliches Aufstreben in Trägheit und Genußsucht ersticken zu sehen. Er kehrte nach Kurland zurück, ein schöner blühender Jüngling, mit

reinem Sinn und warmem Herzen, voll hoher Ideen für eine reiche Zukunft männlichen Wirkens und Schaffens.

Ein frisches, reges Leben begann jetzt in Wehlen. Es war einer jener Lebensabschnitte, wie sie sich in den meisten Familien wenigstens einmal finden, wo alles Erstrebte gelungen erscheint und neue Bahnen mit Freudigkeit betreten werden.

In rüstiger Thätigkeit nahm Herr von Hanau die schon lange beabsichtigten Veränderungen in der Verwaltung seiner Güter in Angriff, und hatte seine Freude an Friedrich's rascher Auffassung der Verhältnisse, als er ihn an diesen Geschäften Theil zu nehmen einlud. Eine heimlich genährte Besorgniß, der Sohn möchte durch seine ganz wissenschaftliche Erziehung zum praktischen Wirken untüchtig werden, wurde durch die Bemerkung zerstreut, wie nützlich schon jetzt viele der von ihm erworbenen Kenntnisse zu werden versprochen, und wie oft Friedrich da ganz in seinem Element zu sein schien, wo der Vater, so erfahren er als Landwirth war, sich doch oft auf die genauere Sachkenntniß fremder Personen verlassen mußte. So oft Herr von Hanau lächelte, wenn der Sohn einen scheinbaren Umweg einschlug, um auf theoretischem Wege zu einem vorgesteckten Ziele zu gelangen, das ihm selbst auf der betretenen Heerstraße der Erfahrung viel leichter zu erreichen schien, mußte er doch oft auch zugeben, daß Friedrich mit Sicherheit fortschreiten konnte, wo es galt, sich auf einem neuen

Gebiete Bahn zu brechen und wo er selbst stehen bleiben mußte, sobald er sich nicht auf frühere Versuche stützen konnte.

Unterdessen ordnete sich auch im Hause wieder Alles unter der Leitung der Herrin, und bald war man so eingewohnt, als wäre man nie abwesend gewesen. Die jungen Damen hatten ihr elegantes Zimmer aufs Freundlichste mit unzähligen Erinnerungen an das Ausland geschmückt. An den Wänden hingen schöne Stahlstiche nach den besten Gemälden der Dresdener Galerie; auf den Tischen lagen Reise-Albums, Photographien ohne Zahl. Die Schreibtische waren fast zu enge für die Masse der Goldschnittliteratur, die sie bedeckte.

Als Clara Arnold an dem Tage nach der Rückkehr der Familie Hanau nach Wehlen kam, war des Zeigens und Bewunderns kein Ende. Zierliche Kleinigkeiten, Elfenbeinschnittswerk und Holzarbeiten wurden ihr als freundliches Erinnerungszeichen geboten und mit Enthusiasmus empfangen.

„Friedrich hat auch Etwas für dich!“ rief endlich Ella und lief hinaus, den Bruder an seine Gabe zu erinnern. Er wurde roth vor Schreck, als sie ihn aufforderte, nun das zierlich geschnitzte Schweizerhäuschen zu holen, das er für Clara mitgebracht.

„Das kann ich ihr aber doch jetzt nicht geben!“ sagte er, sich sträubend als Ella ihn fortziehen wollte.

„Und warum denn nicht? Du hast es doch für sie bestimmt.“

„Ja, das war damals! Ich dachte sie mir auch

ganz anders. Ich kann ihr doch unmöglich das dumme Schweizerhäuschen jetzt geben!“

„Nun, das finde ich sonderbar! Wie muß man denn aussehen, um ein Schweizerhäuschen zu bekommen? Komm nur schnell, Fritzchen, ich habe es Clara doch schon gesagt, daß du ihr Etwas mitgebracht hast.“

„Du bist aber auch recht naseweis!“ rief Friedrich, vor Unwillen noch mehr erröthend. „Da kannst du es ihr auch selbst geben, ich schenke es dir.“ Er wandte sich rasch um und ging in den Garten.

„Sonderbar“, dachte Ella, „warum ist er nur so unfreundlich gegen Clara. Ich will nur das Häuschen aus seinem Zimmer holen und es ihr geben als schickte er es.“ Sie lief hinauf, fand es auch glücklich und brachte es der Freundin als Friedrich's Gabe; aber sie hatte sich wieder zu wundern, als Clara es etwas verlegen empfing und, nachdem sie es ein Weilchen betrachtete, zur Seite stellte.

In ihrer Lebhaftigkeit hatte Ella das bald wieder vergessen. Die Mädchen wurden zum Thee gerufen. Die ältern Personen saßen schon am Tisch, Friedrich unter ihnen. Ihm stieg das Blut wieder in die Wangen, als Clara und Ella sich ihm gegenüber setzten. Er vermied sie anzusehen und hörte scheinbar aufmerksam auf das Gespräch seines Vaters mit dem Pastor. Clara war zu blöde, ihm über den Tisch hinüber ihren Dank zu sagen. Ella aber wartete auf einen Blick des Bruders, um zu wissen ob er noch böse sei.

Herr von Hanau zog endlich die jungen Mädchen auch ins Gespräch und erzählte Clara, wie Ella in der

ersten Zeit ihres Dresdener Aufenthalts gar keine kleinen Mädchen sehen wollte, weil sie, wie sie sagte, anders wären als Clara.

„Hatte ich nicht auch Recht, Papa?“ rief Ella jetzt mit einem triumphirenden Blick auf ihre Freundin. „Clara ist auch ganz anders!“

Herr von Hanau antwortete nur mit einem Lächeln, und ließ seine Augen wohlgefällig auf den beiden Mädchen ruhen. Clara's ovales Gesicht, mit den sanften dunkelblauen Augen und der stets wechselnden Gesichtsfarbe, bildete einen gar lieblichen Gegensatz zu den braunen Augen und dem runden Gesichtchen ihrer Freundin, deren rother Mund immerwährend die weißen Zähne zeigte.

Adelheid, welche als ältere Schwester das unbestrittene Regiment am Theetisch hatte, forderte nach vollbrachtem Geschäft auf, in den Garten zu gehen. Clara suchte ihren Hut im Vorzimmer, während Adelheid und Ella nach den ihrigen auf ihr Zimmer gegangen waren. Friedrich stand in der Thüre.

„Ich danke für das niedliche Schweizerhäuschen“, sagte Clara leise, und vermied seinen Namen zu nennen.

„Verzeihen Sie“, erwiderte Friedrich stockend, „ich wagte nicht mehr, — ich wußte nicht — — —“

Die Schwestern kamen mit den Hüten. Adelheid reichte Clara den Arm, während Ella den Bruder schmeichelnd mit fortzog.

Die Mutter hatte sich in Adelheid nicht getäuscht, wenn sie schon frühe hoffte, sie werde sich in die Formen der Gesellschaft, der sie angehörte, leicht finden.

Sie war, was man in ihrem Kreise eine wohlherzogene junge Dame nannte. Sie sagte nie ein unvorsichtiges Wort, war sehr höflich, besonders gegen ältere Personen, wußte über Gegenstände allgemeinen Interesses recht fließend zu sprechen, lächelte häufig, lachte sehr selten, hatte Sinn für geschmackvolle Toilette ohne besonders eitel zu sein, machte den Thee mit vielem Anstande, — Niemand hatte an ihr etwas auszusetzen, als — daß sie eben in jedem Augenblicke ihres Lebens dieselbe war. Die Mutter, die ungetrübte Freude an dieser wohlgerathenen Tochter hatte, erwartete von ihrem Beispiel das Beste für Ella, die den Ihrigen noch viel Sorge machte.

Während des Spazierganges im Park wurde die Unterhaltung der jungen Leute allgemeiner. Ella erinnerte an allerlei fröhliche Scenen aus der Kindheit und plauderte unaufhörlich. Bald hatten auch Clara und Friedrich an gemeinschaftlich Erlebtes zu erinnern. Alle aber kamen darin überein, daß Adelheid immer die Vernünftigste unter ihnen gewesen.

Es war ein herrlicher, warmer Abend; im Park war es so still und friedlich. In dem großen Bassin spiegelte sich der blaue Himmel mit seinen Lämmertwölchen. „Da ist unsere Gondel“, rief Friedrich, „wir können ein Stückchen den Bach hinauffahren, bis dahin, wo er am Rande der Wiese zu flach wird.“ Der Vorschlag wurde mit Freude angenommen. Die Mädchen stiegen in die zierliche Gondel, Friedrich saß am Ende und stieß mit einer Stange das leichte Fahrzeug weiter. Die Bäume von beiden Seiten vereinigten sich am Bach

zu einem grünen Gewölbe über dem Wasser. Clara beugte sich über den Rand der Gondel und ihr eigenes Bild schaute aus dem dunkeln Grunde herauf. Friedrich's Augen ruhten auf diesem Bilde. — Ella spielte auf der andern Seite mit der Hand im Wasser, und Adelheid mahnte vergebens an Handschuhe und den Hut, der schon lange im Schooße lag.

## III.

## Jugendleben.

„Es war doch ein wunderschöner Abend gestern!“ sagte Clara am andern Morgen, als sie der Tante von ihrem Wiedersehen mit der Familie Hanau erzählt hatte. „Wie glücklich bin ich, daß sie wieder Alle zu Hause sind! Ella ist auch so froh, daß die Mutter ihr erlaubt hat, zuweilen allein hierher zu kommen. So lange es noch warm ist, können wir uns gewiß täglich sehen.“

„Erinnerst du dich noch, Clärchen, wie du der Mutter alle Sorge für Haus und Wirthschaft abnehmen wolltest?“

„Ach ja, liebe Tante, und ich will es ja auch sehr gern; ich weiß nur nicht recht, wie ich das anfangen soll. Den Thee mache ich ja auch schon, und ich würde auch gewiß sehr gern Morgens den Kaffee machen, wenn Vater nicht so früh aufstünde. Mutter ist auch immer zuerst da, und ich komme jedesmal zu spät. Zu meiner Entschuldigung, Tantchen, kann ich dich aber doch auch erinnern, daß du noch etwas länger schläfst als ich.“

„Ich habe mich auch nie vermaßen, die Last des ganzen Hauswesens auf mich zu nehmen, wie eine gewisse junge Dame“, sagte die Tante lachend. „Aber ich sehe auch nicht, daß du am Tage sehr oft in die Küche gehst.“

„Da kann ich auch nichts machen“, vertheidigte sich Clara eifrig. „Unsere alte Köchin ist so eifersüchtig auf ihr Küchenregiment, daß ich kaum darnach fragen darf, was sie uns zu Mittag geben werde. Wenn ich ihr einmal das Nöthige auszugeben habe, spiele ich auch immer eine etwas dumme Rolle, weil sie Alles besser weiß als ich. Und mit den andern Leuten habe ich auch meine Noth. Weil sie mich alle als Kind gekannt haben, fehlt ihnen ganz der rechte Respect für meine ehrwürdige Persönlichkeit. Sogar den kleinen Stubenjungen muß ich fast täglich an die Theestunde erinnern. Du glaubst nicht, liebes Tantchen, was man für Sorgen mit so einer Wirthschaft hat!“

„Das seh' ich wohl an dir, du armes Kind“, sagte die Tante lächelnd und klopfte ihr die blühende Wange, „du wirst alle Tage blässer von den schweren Sorgen.“

„Ich habe auch wirklich so wenig Zeit, ich weiß nicht wie mir der Tag verschwindet. Du weißt doch, daß ich Morgens immer spielen und singen soll. Vorher muß ich doch durchaus einmal durch den Garten gehen, und nachher, ehe es heiß wird, auch etwas die Luft genießen; nicht wahr, das ist für die Gesundheit durchaus nöthig? Nun geschieht es mir wohl zuweilen, daß ich etwas zu lange bleibe, wenn es gar zu schön ist. Es ist auch so angenehm im Garten zu lesen, und

wenn ich lese was mir gefällt, kann ich mich doch unmöglich immer erinnern, was es an der Zeit ist? Mit dem Ankleiden werde ich gewiß recht schnell fertig, und du mußt gestehen, daß ich gewöhnlich eine gute Weile vor dem Essen da bin. Nachher aber sitze ich doch immer mit dir und Mutter zusammen, wenn wir lesen und arbeiten. Nach dem Thee endlich verlangt doch die strengste Erziehung im Sommer nicht, daß man sich im Zimmer beschäftige. Da zieht es mich unaufhaltsam aus dem Garten hinaus, und gewöhnlich gehe ich dann mit Vater um die Felder, und da sprechen wir immer sehr vernünftig über alles Mögliche, das kannst du mir glauben.“

„Man sieht wirklich, mein Clärchen“, sagte die Tante, „daß dir gar keine Zeit übrig bleibt; ich weiß nur gar nicht, wo du ein Stündchen finden wirst, um nach Wehlen hinüber zu gehen.“

„D, das wird sich schon finden!“ rief Clara lachend, küßte die Tante auf den spottenden Mund und ging, ein Liedchen trällernd, ans Klavier, wo sie sehr gewissenhaft mit Studien anfang, bald aber dieselben schon mit Gesang begleitete, und endlich in ihren Lieblingsliedern die ganze Fülle der innern Jugendlust erschallen ließ.

Einige Tage später kamen am Nachmittage die Thalhöffchen mit den Kindern, die der Mutter keine Ruhe gelassen hatten, bis sie sie zu Clara mitgenommen.

„Da haben Sie die ganze kleine Heerde, liebe Clara“, sagte Frau von Nolden, als sie schon vor der Thüre von ihr begrüßt wurde. Die beiden Feinern Mädchen wollten sie gar nicht mehr aus ihrer Umarmung lassen,

während die zehnjährige Louise mit Ungeduld auf den Augenblick wartete, wo auch sie ihre Zärtlichkeit an den Tag legen konnte. Eines nach dem Andern wurde geherzt und geküßt, und sogar die beiden ältern Knaben bekamen aus alter Freundschaft und Gewohnheit einen Kuß. Während die Aeltern von dem Pastor und seiner Frau ins Besuchzimmer geführt wurden, ging Clara mit den Kindern durchs Haus gleich wieder zur Gartenthüre hinaus. Die Aepfel und Birnen waren reif, ja es fanden sich noch Stachelbeerengesträuche voll Beeren. Das war ein Jubel für die Kinder, die zu Hause schon fast ausgeräumt hatten. Von einem Baume zum andern führte Clara ihre kleinen Gäste, bis diese mit vollen Händen und Taschen endlich Ruhe zum Niedersetzen fanden. Man stritt sich um das Wort, Jedes wollte zuerst erzählen. Die Thalhöfchen waren im Vorüberfahren auch in Wehlen gewesen, der Kinder wegen aber nicht lange geblieben. Dennoch hatten diese Zeit genug gefunden, die vielen Herrlichkeiten zu bewundern, die man dort vom Auslande mitgebracht, und wetteiferten in den wunderbarsten Beschreibungen. Am meisten Erstaunen hatten bei den Kindern, deren Augen an die einfache Kleidung ihrer Mutter gewöhnt waren, die zu unermesslicher Breite aufgepufften Kleider der wehlenschen Damen erregt, und sie erschöpften sich in Vermuthungen über die Kunstgriffe, die dabei angewandt sein mochten. Lachend versuchte Clara ihre Begriffe über diesen Gegenstand zu berichtigen. Sie ließ sich darauf noch lange von all den kleinen Angelegenheiten der Kinder erzählen, und hörte mit freundlicher Theilnahme auf Alles, was

sie von ihrem zahmen Reh, von den chinesischen Hühnern und von den jungen Kaninchen zu erzählen hatten. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter und lärmender, als endlich Fanne berichtete, die Theemaschine sei schon auf dem Tische. Mit ihrem ganzen Gefolge eilte Clara ins Haus. Louischen hatte ihren Arm gefaßt, obgleich sie sich sehr dazu recken mußte; Sophie hatte die andere Hand erobert; die kleine dicke Anna lief hinten nach und faßte wenigstens von Zeit zu Zeit die Falten des Kleides. Die beiden Knaben gingen zu beiden Seiten im eifrigen Gespräch. So traten sie ins Zimmer.

Ein neuer Gast war angekommen. Doktor Rode stand bei Clara's Eintritt auf und verbeugte sich. Sein Blick streifte freundlich über die Kindereschar.

„Ihre Tochter hat meine Kinder so verwöhnt“, sagte Herr von Nolden zu Arnold, „daß sie ihr gar keine Ruhe mehr lassen.“

Wirklich sah man sie auch schon wieder Clara nachlaufen, die an den Theetisch gegangen war. Bald saßen alle fünf an einem runden Nebentisch, auf dem ein Kinderservice prangte, das Clara einmal zu Weihnachten von Frau von Hanau erhalten hatte. Die kleine Theekanne wurde wiederholt gefüllt und die winzigen Tassen unermüdllich vollgegossen. Unterdessen kam auch die Gesellschaft der Aeltern. Clara hatte vollauf zu thun und konnte wenig an der Unterhaltung Theil nehmen.

Herr von Nolden und Rode waren einander vorgestellt worden, aber das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen. Rode antwortete ziemlich einsilbig auf die Fragen des Thalhöfchen über seine Dienstjahre.



Am Theetisch saß er neben der Tante Amalie. Sie verflocht ihn in ein Gespräch über die kleine Stadt, in der er lebte, über die nächste Nachbarschaft und bemerkte bald, daß dieselbe keinen Bewunderer, ja nicht einmal einen nachsichtigen Beurtheiler an ihm gefunden habe. Mit etwas scharfen Aeußerungen deutete er an, wie er wenig in geselligen Verkehr getreten sei, bisher sich fast nur mit den Personen beschäftigt habe, zu denen sein ärztlicher Beruf ihn geführt, gab aber zu, daß die Schuld an ihm liege, da seine bisherige Lebensart ihn etwas einseitig gemacht. Sein Gesicht hatte während dieses Gesprächs wieder den frühern finstern Ausdruck, und die Lippen zuckten zuweilen spöttisch zusammen; wenn aber sein Blick auf die Gruppe der Kinder fiel, die Clara immer fest zu halten suchten, wenn sie ihnen Etwas brachte, hellte sich sein Auge jedesmal auf und es flog wie ein Strahl der Heiterkeit über seine Züge.

„Hier im Pastorat habe ich eigentlich die einzigen wirklichen Besuche gemacht, seit ich wieder in Kurland bin“, sagte Rode nach einer Pause. „Ich wäre gern auch früher wiedergekommen, aber eine ernstliche Krankheit meiner Schwester rief mich mehreremal nach Mitau.“

„Sie werden meinen Bruder sehr erfreuen, wenn Sie öfter kommen“, sagte Tante Amalie. „Er hat zwar recht viele Nachbarn, mit denen er auch ganz gern umgeht, aber doch wenige, die ihm einen Verkehr möglich machen, wie er ihm Bedürfnis ist. Wenn Sie auch nicht Theologe sind, werden sie ihm doch gewiß auf dem Gebiete anderer Wissenschaften begegnen, denen er sein Interesse, soweit es seine Berufsarbeiten zulassen,

noch gern zuwendet. Nach dem Verluste seines Sohnes ist ihm auch Anregung von außen noch mehr Bedürfnis geworden, und meine arme Schwägerin hat die Fähigkeit jetzt weniger als früher wohl, sein geistiges Leben durch Theilnahme zu fördern und zu erfrischen. Ich fürchte immer, daß ihm in nicht sehr ferner Zeit noch größere Prüfungen seiner Kraft, als die schon erlebten, bevorstehen.“

Obgleich Rode ihr fremd war, hatte die Tante zuletzt halbblaut mit ihm gesprochen. Sein Blick folgte dem ihrigen und heftete sich auf die schwächliche Gestalt der Pastorin, deren eingefallene Wangen in diesem Augenblicke jenes lebhaftes Roth trugen, das dem raschen Bewelken vorauszugehen pflegt. Mitleidig sah er sie lange an, und dachte an seine unvollkommene Kunst, die ohnmächtig zusehen muß, wo der Seelenschmerz das leibliche Dasein zu zerstören droht. Neben ihr stand die blühende Tochter, das Bild der hoffnungsreichsten Lebenslust. War dies Band nicht stärker als die Sehnsucht nach dem Verstorbenen?

Clara sah hinüber zu ihm und wunderte sich wieder, daß man so verschieden aussehen könne. Das ernste Gesicht hatte jetzt einen traurigen, fast weichen Ausdruck.

Man stand auf, die Thalhöffchen wollten aufbrechen. „Fahre mit bis Wehlen!“ baten die Kinder, Clara umfassend, „wir fahren in zwei Wagen, da haben wir Platz genug. Komm mit, liebe gute Clara, nur ein Stückchen!“

„Darf ich?“ fragte Clara, rasch zur Mutter ge-

wendet, und eilte nach Hut und Tuch, als diese freundlich nickte.

„Bleibe nur nicht zu lange“, erinnerte die Mutter, als Alle Abschied genommen; „es wird jetzt schon frühe dunkel.“

Zubelnd halfen die Knaben Clara in den Wagen und entführten sie triumphirend. In Wehlen hieß es, Alle seien in den Wald gegangen. Der Weg nach Thalhof führte durch denselben, Clara wurde also bis dahin mitgenommen. Im Walde war es heute wunder schön. Die Kinder riefen schallend die Namen der Spaziergänger, und bald sah man bunte Kleider zwischen den Bäumen hervorschimern. Friedrich sprang von der Seite auf den Weg. Eine Flinte hing ihm über die Schulter; er hatte die Schwestern aufgefordert, seinen ersten Jagdspaziergang zu theilen. Die Aeltern waren auf ein Nebengut gefahren, wo gebaut wurde. Mit freudiger Ueberraschung half er Clara aus dem Wagen, die Thalhöfchen fuhren grüßend weiter, die Kinder riefen noch aus der Ferne: „Komm nur recht bald, liebe Clara!“ und der Wagen verschwand in einer Krümmung des Weges.

Friedrich reichte Clara die Hand, sie sprangen über den Graben zur Seite des Weges und eilten tiefer in den Wald hinein, von woher die Schwestern ihnen entgegen kamen. Ella schwenkte den Strohhut an den Bändern, ihr Haar war unbarmherzig zerzaust von dem Nußgesträuch, das sie durchsucht hatte, ein Handschuh war verloren, doch glühte ihr Gesichtchen von Jugendlust und Freude.

Gelbe Blätter lagen schon auf dem Rasen, aber die Bäume waren noch grün. Helle Streiflichter fielen von der Abendsonne auf die freieren Stellen, goldgrün schimmerte das Laub, und fast röthlich hoben sich die weißen Stämme der Birken neben den andern Waldbäumen hervor, wo ein Sonnenstrahl sie traf.

„Aber du mußt doch wenigstens einmal deine Flinte loschießen“, rief Ella dem Bruder neckend zu, „sonst sind wir ganz umsonst mit dir gegangen!“

„Was kann man auch in deiner Gesellschaft schießen!“ sagte Friedrich. „Du verscheuchst schon aus der Ferne alles Wild durch dein Lachen.“

„Ein schöner Vorwand für dich! Ich wette du hast im Auslande vor lauter Gelehrsamkeit deine alte Schützenkunst vergessen. Sieh dort die Krähe auf der Birke, zeige was du kannst!“

„Pfui, Ella, der arme Vogel!“ rief Clara eifrig, bloß zum Spaß ihn zu tödten!“

Friedrich hatte schon den Lauf gehoben, jetzt ließ er ihn erröthend wieder sinken, sah sich aber doch nach einem andern Ziele für seinen Schuß um; denn der Zweifel an seinem Schützentalent war ihm in Clara's Gegenwart peinlich. Ella kam ihm zu Hülfe.

„Aber schießen mußt du doch!“ rief sie. „Komm, da sind wir wieder an der großen Straße. Wenn du von hier aus das W auf jenem Grenzpfosten triffst, wollen wir dir glauben, daß du noch schießen kannst.“

Friedrich nahm die Herausforderung halb scherzend an; aber das Herz klopfte ihm doch, als gelte es einen großen Preis. Er stellte sich in gebührender Entfernung

auf. Es knallte — die Mädchen liefen herbei, da saßen die Schrotkörner in dem W.

„Ich dachte, du hättest eine Kugel!“ rief Ella, „mit Schrot ist es keine Kunst.“

Friedrich erröthete wieder vor Unwillen. Die Neckereien der Schwester waren doch recht unbequem. „Was verstehst du vom Schießen!“ rief er ärgerlich und warf das Gewehr wieder über die Schulter.

Die Aeltern kamen gefahren. „Was habt ihr da vor, Kinder!“ rief der Vater schon aus der Ferne. „Wie unvorsichtig!“ schalt Frau von Hanau.

„Ach, Clärchen ist mit dabei!“ sagte Herr von Hanau. „Da war es wohl ein Freudenschuß!“ — Er half seiner Frau aus dem Wagen und Beide gingen nun mit den jungen Leuten die kurze Strecke bis nach Hause zu Fuß.

Friedrich wollte seine Jagdlehre retten. „Papa“, fragte er, „wann kommt es endlich zu der Jagd, die du mir versprochen? Wir haben jetzt das schönste Wetter dazu.“

„Sobald der Thalhöffche dabei sein kann, mein Sohn. Er hat versprochen, in diesen Tagen zu kommen.“

„Nun, das ist schön!“ rief Friedrich. „Vielleicht könnt Ihr auch etwas von der Jagd sehen“, setzte er zu Ella gewendet hinzu, „wenn wir hier durch den Wald zurückkommen. Die Hauptjagd wird wohl hinter Klein-Wehlen sein.“

Zufrieden mit diesem männlichen Jagdgespräch gewann Friedrich seine gute Laune wieder. Clara versicherte, nicht länger bleiben zu können, als die Uebrigen ins Haus treten wollten. Zu Fuß konnte man sie aber doch nicht gehen lassen, nachdem sie sich schon auf dem

Spaziergange ermüdet. „Ich begleite dich!“ rief Ella, „man kann im kleinen Wagen fahren, Friedrich ist unser Kutscher!“ Bereitwillig eilte dieser zum Stall. In wenig Augenblicken saß er auch schon auf dem Bocke. Der Wagen fuhr vor, die Mädchen stiegen fröhlich hinein und unter munterm Geplauder fuhren sie ins Pastorat.

„Im Hause ist schon Licht!“ rief Clara erschreckt. „Da bin ich zu spät gekommen!“

„Und wir müssen gleich umkehren“, sagte Ella, „Mama ängstigt sich, wenn Friedrich Kutscher ist.“

Friedrich war wieder empfindlich; doch grüßte er Clara, die im Aussteigen noch freundlich für die Begleitung dankte, mit männlichem Ernst, und stieg in den Wagen zu der Schwester. Er peitschte das Pferd an, das ein paar Sprünge machte, die Ella einen Schrei entlockten, und im raschen Trabe um die Ecke bog.

Clara eilte ins Zimmer, wo die Aeltern mit der Tante und Doktor Rode, der die freundliche Aufforderung, die Nacht da zu bleiben, gern angenommen hatte, im Gespräch saßen. Der Tisch war schon gedeckt, man ging zum Abendessen.

Clara berichtete, wo sie sich aufgehalten. Sie war fröhlich erregt, die dunkeln Augen leuchteten, und während sie in Rode's Gegenwart erzählte, färbten sich ihre Wangen noch höher; denn sie konnte eine gewisse Blödigkeit nie ganz überwinden, wenn sie vor Fremden sprach.

„Du wirst mir ganz wild durch unsere Nachbarn, Clara“, sagte Arnold, sah aber dabei mit Herzensfreude auf die blühende Tochter. Clara war froh, als die Herren

wieder unter einander sprachen, und erzählte halblaut der Mutter und Tante noch weiter.

„Ich wünschte, daß Sie die Familie Hanau kennen lernten“, sagte Arnold zum Doktor. „Er ist noch einer unserer kurischen Barone vom alten Schlage, wie sie in unserer Generation immer seltener werden. Obgleich noch nicht alt, stammt er doch aus einer Zeit, wo unsere Edelleute, ihrer Privilegien gewiß, sich noch nicht so sehr bemühten, dieselben bei jeder Gelegenheit in Erinnerung zu bringen.“

„Hat es eine solche Zeit auch gegeben?“ warf Rode zweifelnd ein.

„Gewiß“, erwiderte Arnold. „Ich erinnere mich in meiner Jugend nie so viel über die Reibungen zwischen den verschiedenen Ständen sprechen gehört zu haben, als jetzt. Ich bin einige Jahre jünger als Herr von Hanau, aber ich weiß doch mehrere Edelleute aus jener Zeit, die als Universitätsfreunde ihrer Prediger oder Aerzte mit ihnen und ihren Familien in den ungewohnlichsten Verhältnissen lebten. In noch frühern Zeiten war freilich das Gönnerverhältniß vorherrschender, und ich erinnere mich noch eines alten Pastors, der den viel jüngern Gutsherrn nie anders als «mein Gönner» nannte, und dessen Familie, obgleich jeden Sonntag zum Mittagessen an den «Hof» geladen, nie aus der unterthänigen Haltung kam.“

„So unangenehm dergleichen zu sehen ist“, fiel Tante Amalie ein, „so muß ich doch gestehen, daß ich kaum weiß, ob ich das taktilose, ungenirt sein sollende Wesen mancher andern Bürgerlichen in adeligen Zirkeln vor-

ziehen soll. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, in dieser Hinsicht für meine Standesgenossen zu erröthen, wenn sie durch besonders lautes Sprechen, oder durch einen gewissen vertraulichen Ton, oder wohl auch durch eine nahe an Grobheit streifende Rücksichtslosigkeit ihr Anrecht an die gute Gesellschaft beweisen wollten.“

„Sie haben Recht, mein Fräulein“, sagte Rode. „Es ist schwer, zwischen den beiden Gegensätzen zu wählen. Um gerecht zu sein, müssen wir aber zugeben, daß eine wirklich unbefangene Haltung im Umgange nur möglich ist, wo eine gewisse Gleichstellung stattfindet. Liegt diese nicht in dem Standes- oder Vermögensverhältnissen, so bleibt nur ein gleicher Bildungsgrad übrig, um sie herbeizuführen. Nun gehen aber für den Augenblick die Bildungsbestrebungen nach verschiedenen Richtungen; denn wir können nicht leugnen, daß unsern Standesgenossen oft eben so viel an der äußern Feinheit und Glätte des Benehmens abgeht, als vielen Gliedern unsers Adels an der innern, auf Geistesarbeit gegründeten Ausbildung. Dieser Widerspruch, der, nach beiden Seiten hin, früher wohl weniger fühlbar gewesen sein mag, wird mit der zunehmenden Spaltung der Stände gewiß noch wachsen, während er sich ausgleicht, wenn man von einander lernen wollte oder könnte.“

„Glauben Sie denn nicht“, fragte Tante Amalie, „daß in vielen Fällen wohlwollende Gefinnung und persönliches Wohlgefallen die Ungleichheit der äußern Verhältnisse verwischen?“

„Ausnahmstweise vielleicht“, erwiderte Rode, „aber doch nur bis auf einen gewissen Grad. Ich bin freilich

jetzt nur noch zu kurze Zeit hier im Lande, um über den gegenwärtigen Stand der Dinge in dieser Hinsicht zu urtheilen. Was mir aber aus meiner Jugendzeit davon in Erinnerung geblieben ist, hat mir Mißtrauen genug gegeben, um mich den Umgang aristokratischer Kreise nicht suchen zu lassen.“

„Es ist leider jetzt wohl mehr Ursache zu solchem Mißtrauen, als in frühern Jahren, und allem Anschein nach für die nächste Zukunft noch weniger zu hoffen, weil jetzt das Uebel schon in den Gemüthern der Jugend zu wuchern anfängt. Ich weiß das durch meinen verstorbenen Ernst, der mir oft mit Unwillen erzählte, wie dieser Kastengeist sich in allen Classen der Schülervelt bemerkbar macht. Mein Sohn, der hier mit Friedrich Hanau brüderlich aufgewachsen war, kam völlig arglos aufs Gymnasium und war nicht wenig aufgebracht über diese Feindseligkeiten, die ihm zuerst dadurch bemerkbar wurden, daß er von seinen Standesgenossen verspottet wurde, als er mit mehreren adeligen Knaben, die er früher hier in Wehlen gesehen hatte, in derselben Weise umzugehen dachte, wie mit den Uebrigen. Bald genug konnte er freilich auch bemerken, wie die Junkerchen zusammenhielten, um ihr unreifes Ritterthum geltend zu machen, und entsagte allen weitem Versuchen, die alten Bekanntschaften fortzusetzen. Auch in den Familien findet ein kameradschaftlicher Verkehr der jungen Leute beider Stände, wie ich ihn in meiner Jugend noch kannte, gar nicht mehr statt. Die Knaben, welche später als Männer das geistige und leibliche Leben in den Familien unsers Adels als Prediger, Lehrer oder Aerzte zu

pflegen haben, sind nicht gut genug für den Umgang der jungen Edelleute. So werden sich die beiden Stände immer fremder, und die Abneigung, die sonst nur bei Einzelnen wach wurde, wird zuletzt immer allgemeiner, da ohnehin nur humane Gesinnung des Adels mit den bei uns so bedeutenden Vorrechten desselben versöhnen kann.“

„Zu meiner Zeit“, sagte Rode, „spukte der Hochmuthsteufel wohl auch schon unter den Knaben und Jünglingen, aber im Ganzen war es noch nicht so schlimm, und ich bin damals mit manchem braven Jungen befreundet gewesen, ohne daß wir viel nach unserer beiderseitigen Herkunft gefragt hätten. Diejenigen unter den jungen kurischen Edelleuten, welche später in Petersburg in Civil- oder Militärdienste treten, werden in der aus so vielen Elementen zusammengesetzten Umgebung bald der heimischen Anschauungsweise mehr oder weniger entfremdet und dadurch in mancher Hinsicht vortheilhaft verändert. Ich habe dort mehrere gekannt, an deren gemüthlich heitern Umgang ich noch mit Vergnügen denke. Sie werden eben durch ihre Dienstverhältnisse gehindert, sich so eng an einander zu schließen, als es hier geschieht, und dadurch umgänglicher für Andere.“

„Vielleicht“, fiel Arnold ein, „erwächst aus dem Umstande, daß jetzt so viele unserer jungen Leute ihre Studienjahre wieder im Auslande zubringen, ein ähnlicher Vortheil. Wenn sie auch nicht gerade reich an Kenntnissen zurückkehren werden, denn für den Vermögenden giebt es dort der Verlockungen zum Genußleben nur zu viele, so lernen sie doch vielleicht durch den Aufenthalt in Deutschland sich wieder als deutsche Brüder

fühlen, was wir in Gefahr waren fast zu verlieren. Erst in den leztvergangenen Jahren hat sich auch bei uns ein erfreuliches Aufleben des Nationalgefühls gezeigt.“

„Gott gebe“, erwiderte Rode, „daß sich dies erwachende Selbstgefühl unserer Nation auch in den Herzen unserer über das ganze Reich zerstreuten Landsleute regen möge! Da leben nur zu Viele, denen unser alter Arndt vergebens gesungen hat: «So weit die deutsche Zunge klingt» u. s. w.“

Nach einer kleinen Pause im Gespräch wandte sich Rode an Clara, die anfangs mit einem unangenehmen Gefühl, von dem sie sich nicht Rechenschaft zu geben wußte, der Unterhaltung der Männer zugehört hatte, zuletzt aber freudig in ihrem Innern beistimmte. „Fräulein“, bat er, sie zum erstenmal anredend, „Sie singen gewiß «Was ist des Deutschen Vaterland?»“

„Das hast du lange nicht gesungen, mein Kind“, sagte die Mutter bedencklich.

„Ich liebe es sehr, Mutter, wenn ich es auch nicht gut genug singe; ich weiß, zuletzt kann sich Vater immer nicht halten und singt die lezten Verse mit; das freut mich jedesmal!“ sagte Clara lächelnd, indem sie aufstand um andere Lichte anzuzünden.

Man ging ins Nebenzimmer, das Notenheft wurde aufgesucht. Wie gewöhnlich etwas blöde, fing sie an; mit steigender Wärme des Vortrags wurde die Stimme immer fester und voller. Als endlich des Vaters tiefe Stimme auch einfiel, sang Clara mit glühenden Wangen und wachsender Kraft die lezten Verse des herrlichen Liedes.

Rode stand diesmal ihr gegenüber am Ende des Flügels. Mit strahlenden Augen sah er hinüber auf das liebliche Mädchen, das in jugendlicher Begeisterung erregt, nicht ahnte, wie die Klänge ihrer Stimme ein leises Wehe in der Brust des ernstesten fremden Mannes weckten, der eben nur das erste Wort zu ihr gesprochen.

Das Lied war verklungen, Niemand bat um ein zweites. Clara stand auf, Rode dankte mit einer Verbeugung. Die Männer gingen noch eine Weile im Saale auf und nieder. Es wollte kein Gespräch mehr in Gang kommen. Man trennte sich. Das Gastzimmer für Herren war oben, über Clara's Zimmer. Lange hörte sie noch Schritte in demselben, denn sie lag noch spät in wachen Träumen, die ihr den grünen Wald, Ella's frohes Gesichtchen und die schönen jugendlichen Züge Friedrich's vormalten.

Die schönen Augusttage gingen schon zu Ende. Fast täglich war Clara in Wehlen, oder die wehlensche Jugend im Pastorat. Friedrich konnte doch Ella nicht allein gehen lassen; oder sollte er ungefällig sein, wenn sie ihn bat, sie im kleinen Wagen hinzufahren. Er war auch selbst so gern in der Gesellschaft des Pastors und gar nicht mehr blöde in derselben. Mit Lebhaftigkeit sprach er oft von dem Merkwürdigen, was er auf Reisen gesehen, oder von der Lehrmethode in der Anstalt, wo er erzogen war, von seinem Interesse für Literatur, für Naturwissenschaften und von seinen Studienplänen für die Zukunft.

„Halten Sie nur dieses Interesse fest, mein lieber Friedrich!“ sagte einmal Arnold nach einem solchen Gespräch. „Sie werden nach etwas längerem Aufenthalte bei uns schon erfahren, wie erschlaffend hiesige Verhältnisse auf solchen Eifer wirken.“

„Ich hoffe, sie bringen mir keinen Schaden“, erwiderte Friedrich mit sicherem Lächeln, und erzählte, wie er jetzt schon anfangs, sich zu Hause zu langweilen, weil seine Bücher mit andern Sachen, die zu Schiffe abgesandt wurden, noch nicht angekommen waren.

„Sie kennen die Macht der Umgebung noch nicht“, fiel Tante Amalie ein. „Sie haben bis jetzt nur ihre nächsten Nachbarn und Verwandten wiedergesehen, und noch Niemand von jungen Leuten Ihres Alters.“

„Ich sehne mich auch nicht danach. Sie sind mir Alle fremd geworden, und eigentlich war ich auch mit Niemand so befreundet wie mit Ernst.“

Ein freundlich wehmüthiger Blick der Pastorin lohnte ihm dafür. Mit fast mütterlicher Zärtlichkeit ruhten ihre Augen, so oft er kam, auf seinem offenen, edlen Antlitz.

„Das kann und soll aber nicht so bleiben, lieber Friedrich“, sagte Arnold. „Sie sind ihren Landsleuten durch ihren Aufenthalt im Auslande etwas entfremdet, aber man lebt sich mit Landsleuten auch schnell wieder ein. Sie werden das bald genug finden. Nur möchte ich Ihnen zu reden, dieses Einleben nicht dadurch zu befördern, daß Sie Ihre jetzigen Interessen aufgeben. Wie würde ich mich freuen, wenn es ihnen gelänge, auch nur einigen Wenigen Ihrer jungen Standesgenossen begreiflich zu machen, daß sich die Jugend um einen schönen Theil der Jugend-

freude bringt, wenn sie sich träge oder muthlos von aller wirklichen Geistesarbeit abwendet.“

„Mir hat dieselbe so viel Genuß und Freude gegeben“, sagte Friedrich, „und sie verspricht mir auch für die Zukunft ein so weites Feld des Strebens, daß ich nicht anders kann, als das bei jeder Gelegenheit aussprechen. Gewiß werde ich auch hier Manchen finden, der gleiche Neigungen hat.“

„Es versteht sich von selbst, daß es, wie überall, so auch hier Ausnahmen von der Regel giebt. Bei unbemittelten jungen Leuten, namentlich bei den Söhnen der sogenannten Literaten, ist die Nothwendigkeit des Lernens so unmittelbar mit jeder Aussicht in die Zukunft verknüpft, daß ein Jeder, der nicht, als aufgegeben, eine Last seiner Familie werden will, mit oder ohne Neigung für die Wissenschaften, sich doch durch die verschiedenen Examina durchquälen muß. Mit den dazu nöthigen Kenntnissen ist aber in den meisten Fällen auch Geschmaç an der Sache gewonnen. Die unheilbar trägen oder gar unfähigen Söhne aus diesen Familien wurden sonst unter das Militär geschickt; jetzt, da man auch dazu einiger Kenntnisse bedarf, retten sich die armen Jungen in die Landwirthschaft, ein Gebiet, aus dem die Forderungen an dieselbe sie auch bald vertreiben werden. Die Söhne unserer wohlhabenden Gutsbesitzer aber kennen jene treibende Nothwendigkeit nicht.“

„In neuerer Zeit habe ich von mehreren Familien gehört, die ihre Söhne im Auslande erziehen wollen. Glauben Sie denn, Herr Pastor, daß die Lehranstalten hier im Lande nicht ausreichen würden?“

„Bewahre“, erwiderte Arnold; „das ist auch nicht der Grund dieser zeitweiligen Auswanderung, sondern nur die Furcht vor der Macht des Beispiels, vor der ich Sie eben warnte. Im Allgemeinen will ich ausländischer Erziehung durchaus nicht das Wort reden, und es wäre zu wünschen, daß jeder in dem Lande erzogen würde, für welches er erzogen wird. Es sind nur die genannten Umstände, welche für den Augenblick zu jener Auswanderung bestimmen können. Lernen Sie unser Ländchen nur erst wieder kennen, lieber Friedrich, und zeigen Sie dann, wie man der Versuchung widersteht, sich diesem so harmlos scheinenden Leben hinzugeben.“

„Sie sollen mit mir zufrieden sein!“ sagte Friedrich, ihm die Hand reichend, indem er Clara dabei freundlich ansah. In jugendlicher Zuvorsicht hielt er es für so leicht, in der Richtung fortzuschreiten, die ihn glückliche Umstände gegeben. Man erwartete ja von ihm nichts weiter, als daß er fortsetze, was ihn bis jetzt auch am angenehmsten beschäftigt hatte. Gab es etwas Leichteres auf der Welt? Lernen, Arbeiten war ihm ja die Lebensluft seines Geistes, die Quelle seiner schönsten Freuden, die Nahrung seines jungen Ehrgeizes. Auf die großen Gestalten der Geschichte sah er, wie auf Vorbilder, denen nachzueifern nur seine Jugend noch ein Hinderniß schien; denn er wußte wohl, daß der Mensch nur groß wird durch allmäliges Wachsen, und daß der Geist nur reift, wenn er auch in der Mittagshitze mühevoller Arbeit gestanden hat. Aber das überwandten ja diese Männer so leicht mit den großen Gedanken und dem mächtigen Willen! — Wenn er das Leben seiner Lieblingshelden

mit Begeisterung betrachtete, hätte er mit der Gegenwart hadern mögen, die, friedlich, keine Kämpfe verlangte, und mit seinem Vaterlande, das gegen Niemand der Bertheidigung bedurfte. Wenn er andere große Männer der Geschichte auf einer dornenvollen Bahn, durch eine Jugendzeit voll Armuth und Entbehrung zum Ruhme emporsteigen sah, wünschte er fast, er wäre arm und niedrig geboren gleich ihnen. Das er die Werke unserer großen Dichter, so entschwand ihm die Wirklichkeit mit ihren Thaten und Leiden, und es schien ihm Nichts schöner, als von den Höhen der Poesie das Leben in verklärtem Lichte zu schauen. Was schön, was edel, was groß, was erhaben war, — es fand ein Echo in seiner jugendlichen Brust, die oft zu eng war für die Fülle der Hoffnung auf all das Herrliche, das er zu thun und zu erleben dachte. —

Friedrich hätte die ganze Welt jetzt umfassen mögen. Es fehlte ihm bisher nur das Eine, was er jetzt gefunden, die weibliche Gestalt, die für das Herz des Jünglings die Verkörperung seiner Ideale, seiner Träume ist, die zuerst seine Wangen erröthen und erbleichen lehrt, zuerst sein Herz zu schnellern Schlägen treibt, die zuerst das trotzige Herabsehen des Knaben in die scheue Ehrfurcht des Jünglings verwandelt. „Erröthend folgt er ihren Spuren und ist von ihrem Gruß beglückt!“ Jahrhunderte und Jahrtausende werden vergehen, und immer werden diese Worte noch an vielen, vielen Menschen wahr werden, so oft die Liebe den Sonnenstrahl der Poesie in das jugendliche Menschenleben hineinleuchten läßt.



Was Friedrich in seinen Dichtern mit ahnendem Entzücken bewunderte, Thekla's Heldenseele und Beatrixens Zartheit, Leonorens hohen Sinn und Clärchens Hingebung, — das Alles sah er jetzt in Clara's seelenvollen Zügen, das Alles leuchtete ihm aus jedem Blick, aus jedem Lächeln entgegen.

Auch Clara lebte ein neues Leben. Warum stieg ihr das Blut so heiß in die Wangen, wenn sie Friedrich's Schritte in der Nähe hörte? Warum fühlte sie so sonderbar fast einen Schmerz im Herzen, wenn ihr Auge dem seinigen begegnete, das mit jedem Tage öfter und länger auf ihr ruhte? Warum wurde es ihr jetzt schwer von ihm zu sprechen, wenn sie aus Wehlen zurückkehrte; warum vermied sie sogar im Gespräch mit seinen Schwestern seinen Namen zu nennen? Ella's Scherze mit dem Bruder fand sie jetzt oft recht unzart und ihr vieles Lachen ganz unbegreiflich.

Friedrich hatte seine geliebten Bücher wohl endlich erhalten, und faßte auch den Vorsatz, den ganzen Morgen auf seinem Zimmer mit Studien zuzubringen. Aber er wußte selbst nicht, wie es geschah, daß er statt der wissenschaftlichen Handbücher bald ein Bändchen Gedichte in Händen hatte, und wohl gar statt historischer Auszüge selbst Verse machte. Auch konnte er es nicht lange im Zimmer aushalten. Er schob das noch auf die Reisegewohnheit der letzten Monate, und war überzeugt, daß er im Winter wieder ganz mit dem alten Eifer bei den Büchern sitzen würde. Die letzten schönen Herbsttage mußte man noch genießen; er war ja auch erst wenige Wochen zu Hause. So wanderte er erst

langsam und träumerisch durch den Park, und war, ehe er es selbst bemerkte, auf dem Kirchwege. Sonst hatte er den Spaziergang in den Wald vorgezogen, als noch in fröhlicher Knabenzeit ein schlau gefangener Vogel, oder ein munteres Eichhörnchen sein Herz ausfüllen konnte. Jetzt ging er gewöhnlich bis zur Kirche. Von der kleinen Anhöhe, auf der sie stand, hatte man die Aussicht auf das Pastorat, das hinter seinem Garten gar freundlich hervorblickte.

Dort war es jetzt stiller geworden. Tante Amalie war abgereist, um auch die andern Geschwister zu besuchen. Die Kinder eines Bruders hatten die Masern und mußten gepflegt werden; im Hause eines andern sollte Hochzeit sein, da war an der Aussteuer zu nähen; von allen Seiten rief man sie zu Hülfe, und Tante Amalie mußte sich gestehen, daß sie hier noch am unbehrlichsten war, obgleich Wehlen eigentlich ihr Lieblingsaufenthalt und Clara ihr besonderes Herzblättchen war. Mit einiger Sorge hatte sie in der letzten Zeit Clara's Wesen betrachtet und ihren zu häufigen Aufenthalt bei Hanau's eigentlich nicht gebilligt, zum Theil weil er sie ihren häuslichen Pflichten, die ihr doch lieb werden sollten, entfremdete, zum Theil aber auch, weil ihr zuweilen der Gedanke aufstieg, daß zwei solche Naturen, wie Clara und Friedrich, nicht lange in Berührung kommen konnten, ohne einander anzuziehen. Und sie kannte die Menschen und Verhältnisse zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß eine Neigung zwischen ihnen nicht wünschenswerth war. Oft dachte sie daran, den Bruder zu warnen, scheute aber doch seine Neckereien,

weil er ihr oft schon scherzend vorgeworfen, daß sie keinen jungen Mann sehen könne, ohne ihm einen Roman anzudichten. Der Schwägerin wollte sie den schon so niederdrückenden Kummer nicht durch eine neue Sorge noch schwerer machen, und Clara konnte sie doch am wenigsten auf die Gefahr aufmerksam machen, wenn sie dieselbe nicht gerade vermehren wollte. So mußte sie sich denn mit dem Gedanken beruhigen, daß sie doch Nichts gesehen, was ihre Besorgniß auf unzweifelhafte Weise rechtfertigte. Wenn Friedrich die Seinigen ins Pastorat begleitete, hatte er sich immer auch gern mit den ältern Personen unterhalten, und wenn er aufmerksam gegen Clara war, konnte es auch auf Rechnung der Jugendfreundschaft kommen.

Beim Abschied bat sie Clara noch recht herzlich, die Mutter, die jetzt oft leidend war, nicht so oft zu verlassen, und diese versprach sie zu pflegen und zu schonen, so viel sie vermochte. Wirklich ging auch Clara nach der Abreise der Tante viel seltener nach Wehlen, und widmete der Mutter eine rührende Sorgfalt und Liebe; aber sie war stiller und ernster geworden. Die liebende Mutter schrieb das der Entbehrung des gewohnten jugendlichen Umgangs zu, und erinnerte selbst die Tochter, wieder einmal hinüberzugehen, indem sie versicherte, daß sie sich wohler fühle als bisher.

An einem trüben Septembertage hatte Clara erst geschäftig zu Hause die Wirthschaft besorgt, damit die Mutter sich in ihrer Abwesenheit nicht ermüde, und sich dann zu einem Besuch in Wehlen gerüstet. Der Vater versprach sie Abends selbst abzuholen. Indem sie durch

den Garten auf das Pfortchen zuing, pflückte sie noch hier und da ein paar nachgebliebene grüne Blätter oder ein paar verspätete Lebkobenblüthen; es war nicht mehr genug, einen Kranz zu flechten, wie sie gewöhnlich für das Grab des Bruders gethan. Sie wollte ihm die letzten Blumen noch dahin legen; nun kam bald Frost und Schnee, und das war ihr ein recht trauriger Gedanke. Zu Hause war es jetzt auch recht still und traurig. Sie hatte wohl bemerkt, daß der Vater jetzt zuweilen recht besorgt war, wenn die Mutter sich unwohl fühlte, die fast nie klagte, aber doch so wehmüthig geduldig war, daß einem das Herz wehe that.

Auf dem Wege raschelten die gelben Blätter unter Clara's Schritten. Der Himmel war grau, und es wehte ein kühler Herbstwind. Sie wickelte sich in ihr Tuch und ging rascher. Als sie das Pfortchen des Kirchhofs geöffnet hatte, blieb sie unschlüssig stehen. Da stand Jemand am Grabe, den Rücken ihr zugewandt; sie erkannte Friedrich's schlanke Gestalt. Sollte sie hinein oder unbemerkt vorübergehen? Aber sie hielt den letzten Blumenstrauß in der Hand; sollte sie ihn nicht aufs Grab legen? Am Abend war es dunkel, und den Vater wollte sie auch nicht dabei haben; er war immer so erschüttert bei jeder Erinnerung an den Sohn. Sie blieb noch eine Weile stehen, da wandte sich Friedrich langsam um. Ueberrascht grüßte er und ging ihr entgegen; er hätte sie gern gehindert weiter zu gehen, blieb aber verlegen stehen, als Clara sich mit ihren Blumen dem Grabe näherte. Da lag auf dem noch grünen Rasen ein herrlicher Kranz von frischem Blätterwerk und

Blumen. Die konnten nur aus dem Gewächshause kommen. Clara sah sich unwillkürlich nach Friedrich um, und die Thränen traten ihr in die Augen. Leise legte sie ihren bescheidenen Strauß neben den schönen Kranz und ging langsam wieder der Pforte zu. Friedrich hatte mit klopfendem Herzen jede Bewegung des Mädchens beobachtet. Als sie die nassen Augen jetzt dankend zu ihm erhob, wäre er am liebsten vor ihr niedergefallen, um ihr zu sagen, wie er sein Herzblut und sein Leben gern für sie dahingäbe. Aber nur abgebrochene, verlegene Worte sprachen sie Beide zu einander und stumm ging Friedrich neben Clara noch die kurze Strecke bis Wehlen, wo ihnen Ella fröhlich schon im Hofe entgegensprach.

„Woher kommt Ihr Beide denn so ernsthaft?“ rief sie. „Ich habe Euch schon aus dem Fenster gesehen. Ihr geht so steif neben einander her, als hättet Ihr Euch gezanft. Du glaubst nicht, Clara“, fuhr sie fort, als sich Friedrich schnell ins Haus wandte, „wie er jetzt langweilig wird. Er hat zu Nichts mehr rechte Lust! Wenn ich ihn auffordere, mit mir spazieren zu gehen, so ist das Wetter zu schlecht; soll er mit mir reiten, so ist Niemand da, der die Pferde sattelt, und wenn ich ihn einmal necke, ist er so empfindlich, daß ich mir das Scherzen schon ganz abgewöhnt habe. Bemerktest du noch jetzt eben, wie er roth wurde, als ich nur fragte, warum Ihr nicht mit einander gesprochen?“

Clara schien für diese Klagen auch keinen rechten Trost finden zu können. Als Herr von Hanau sie aber im Vorzimmer fragte, wie das Wetter sei, und sie es

falt nannte, sagte er lachend: „Nun, danach sehen Sie nicht aus, Clärchen. Die Wangen glühen ja wie Rosen.“

„Das Mädchen wird wirklich täglich hübscher“, sagte er am Abend zu seiner Frau. „Und was sie für ein anmuthiges Wesen hat! Die wird viel Unheil in Männerherzen anrichten.“

„Sage mir, lieber Adolph“, fragte Frau von Hanau bedencklich, „fürchtest du nicht den häufigen Umgang für Friedrich?“

„Warum?“ erwiderte er. „Mag der Junge sich verlieben, das muß doch früher oder später kommen. In der Anstalt hat er dazu keine Gelegenheit gehabt. Wir machten die erste Liebe schon im Pastorat N. durch, wo ich mit dem Thalhöfchen zusammen in Pension war. Da waren drei hübsche Töchter, und alle Pensionäre, die über sechszehn Jahre alt waren, verliebten sich in die eine oder die andere, schrieben eine Zeit lang Gedichte und Noten ab, lernten während des Anfalls ihre Aufgaben schlecht, aber wuschen und kämmten sich sorgfältiger als gewöhnlich. Dazu kam dann gewöhnlich noch die Eifersucht auf den Lehrer, der in der Regel der Begünstigte war, kurz — es wurde ein vollständiger Roman, freilich etwas einseitig gespielt.“

„Aber Friedrich ist älter, als Ihr damals waret, und ich muß dir gestehen, daß mir seine Stimmung sehr verändert erscheint.“

„Mache dir darum keine Sorge, liebes Herz. Wir schicken ihn im Winter auf einige Wochen zur Stadt, und er wird von allen sentimentalischen Stimmungen kurirt.“

Jetzt laß die Jugend sich amüsiren; die Kinder haben ohnehin auf dem Lande nicht viel Spaß, und die Clara ist so hübsch, daß Friedrich nur guten Geschmack zeigt, wenn er ihr den Hof macht.“

Frau von Hanau war zwar noch nicht ganz beruhigt, aber sie konnte für den Augenblick nichts ändern. Beiden fiel es nicht ein, daß auch an Clara's Seelenruhe dabei zu denken sei. Die Nothwendigkeit einer ersten Liebe war einleuchtend genug, und man konnte sich im Grunde freuen, wenn sie auf ein so liebliches Wesen fiel. Ein solches Gefühl konnte dann nur bildend auf einen jungen Mann wirken, für den es nach der Mutter Ansichten jetzt die höchste Zeit war, sich die Gewandtheit und Glätte anzueignen, die im Allgemeinen den kurischen Adel so vortheilhaft auszeichnet. Sie beschloß, während des Winters schon mehr Menschen ins Haus zu ziehen, gewissermaßen als Vorschule für den Sohn und die Töchter, hoffte auch, Friedrich dadurch heilsam zu zerstreuen. Eine sogenannte Jagdgesellschaft sollte dazu die beste Gelegenheit geben, und Herr von Hanau war sehr zufrieden, als seine Frau so bereitwillig war, sein Lieblingsvergnügen zu unterstützen.

## IV.

## Täuschungen.

Als Clara an jenem Abend mit dem Vater aus Wehlen zurückkehrte, hörte sie mit stillem Entzücken, wie er mit Wohlgefallen von Friedrich sprach, und hätte so gern ihre Zuversicht ausgesprochen, als der Vater mit dem Wunsche schloß, er möchte als Mann die schönen Hoffnungen nicht täuschen, zu denen seine Jugend berechtigte.

„Nicht wahr, Vater, du findest doch auch, daß die Wehlenschen eben so lebenswürdig sind, wie sonst?“ sagte Clara. „Ich glaube wirklich, man ist viel zu mißtrauisch im Umgange mit dem Adel. So oft ich noch in Wehlen gewesen bin, hat man mich immer so freundlich empfangen, als besuchte ich die nächsten Verwandten.“

„Ich will nicht daran zweifeln, liebes Kind; auch kann ich nicht sagen, daß ich in dem Hause jemals Etwas bemerkt hätte, was den freundlichen Verkehr mit uns stören könnte. Mache dir aber deshalb keine

Musikern. Man wird dort bei allem Wohlwollen nie vergessen, daß du des Pastors Tochter und von bürgerlicher Geburt bist, und ich hoffe, du hast Stolz genug, dich auch immer daran zu erinnern. Du brauchst deshalb keineswegs unterthänig zu sein, denn du bist glücklicherweise unabhängig; aber etwas Zurückhaltung von deiner Seite wird dir immer der beste Schutz gegen Zurücksetzung sein. Ich möchte dich nicht ängstlich machen, mein gutes Kind, aber dich doch vor schmerzlichen Täuschungen bewahren.“

Clara war es, als griff eine kalte Hand in ihr warmes Herz. Daran hatte sie nicht gedacht, wenn Friedrich ihr mit einer Ehrerbietung begegnete, wie er sie nicht größer für eine Fürstin gehabt hätte, wenn Ella mit Schwesterlicher Zärtlichkeit an ihr hing, wenn Alle im Wehlenschen Hause sie mit vertraulicher Freundlichkeit behandelten. So war also wirklich eine Kluft zwischen ihnen, und der Vater, der doch so wohlwollend, so vertrauend gegen alle Menschen war, er war sich dieser Kluft immertwährend bewußt? Aber mußte das denn immer so bleiben? Waren das nicht alte, verjährte Vorurtheile, über die der wahrhaft gebildete Mensch sich erheben sollte? Gab es nicht Gefühle, gab es nicht Verhältnisse, die weit darüber hinaus reichten? Das Unfreiwilligste, was es giebt, die Geburt, sollte die freie Menschenseele für immer in einen Kreis bannen, aus dem sie nicht hinaus treten dürfte, sollte Neigungen und Abneigungen bestimmen? Die schönsten Güter des Menschenherzens, Freundschaft und Liebe, sollten diesem Banne gehorchen? —

So hatte Clara nicht geträumt, so hatten ihre Dichter nicht gesungen. Die Märchen, die sie als Kind erzählten, erzählten von schönen Königsöhnen, die niedere Schächerinnen in ihre glänzenden Schlösser geführt; die Lieblingsdichter ihrer Jugend sangen von der Liebe Glück und ihrem Schmerz in der Hütte wie im Fürstenschloß; ja sogar die ernste Geschichte erzählte von so viel arm und niedrig Geborenen, die zu den höchsten Ehren emporstiegen, — und in dem engen Kreise des alltäglichen Lebens sollte diese Kluft tiefer und weiter sein?

Des Vaters Worte hatten ihr einen Stachel in der Seele gelassen. Wie ein Nachtfrost strich der Zweifel über die jungen Blüthen ihres Herzens. Sie hatte ja an die Zukunft nicht gedacht, sie hatte nicht einmal den Gefühlen der Gegenwart Gestalt und Namen gegeben; aber sie hatte das süße Bewußtsein kennen gelernt, daß ihr Blick und Wort strahlende Freude auf ein schönes Jünglingsantlitz rief, daß ihr Kommen ihm Wonne brachte, ihr Scheiden ihm Schmerz war. Sie wußte, daß sein Blick sie nicht verließ, wenn sie in seiner Nähe war, und daß seine Gedanken ihr folgten, wenn sie ging. Sie fühlte, daß die ganze Verehrung, die Anbetung der ersten Jünglingsliebe Friedrich's ihr zugewendet war, ohne daß er ein Wort davon gesprochen. Das wenigstens konnte nicht Täuschung sein!

Es war wieder ein Sonnabend, aber ein stürmischer Regentag. Die letzten gelben Blätter wurden gewaltsam von den Bäumen gerissen und wirbelnd in die

Luft geführt. Schwere graue Wolken zogen unaufhörlich aus Westen über die Gegend hin. Wieder schlug die alte Wanduhr die fünfte Stunde, aber es war schon tiefe Dämmerung. Die Hausfrau saß in einer Sopha-ecke; Clara wußte nicht, ob sie schlummerte, hörte aber doch auf im Zimmer auf- und niederzugehen, wie sie bisher gethan, und blieb sinnend vor der Glashüre stehen. Sie sah in den öden Garten hinunter und zwischen den entlaubten Bäumen hinüber nach Wehlen. Sie war in einigen Tagen nicht dort gewesen, denn sie hatte sich selbst das Wort gegeben, mit der vom Vater empfohlenen Zurückhaltung schon anzufangen. Da sah sie eine dunkle Gestalt von der Bank unter dem Kastanienbaum langsam aufstehen und dem Pförtchen zugehen. „Friedrich!“ flüsterten ihre Lippen unwillkürlich, und ihre Hand faßte nach dem Herzen, das immer so unruhig zu klopfen begann, wenn sie ihn unerwartet erblickte. Sie sah noch lange auf den Weg hinaus, bis er hinter der Kirche verschwand.

Man brachte Licht, die Mutter erinnerte an den Thee. Candidat Groß war schon vor einer Stunde gekommen und mit Arnold auf dessen Zimmer. Er sollte morgen an seiner Stelle predigen. Obgleich ein Aurländer, hatte er die lettische Sprache noch nicht in seiner Gewalt, und ließ sich's gern gefallen, seine Predigt mit dem Pastor noch einmal durchzugehen. Als ein häufiger Gast war er auch mit den Damen auf vertrautem Fuß, und Clara unterließ nie, sich von ihm von seiner Braut erzählen zu lassen, die er in der Universitätsstadt zurückgelassen hatte.

Die beiden Männer traten eben in den Saal, als man die Hausthür öffnen und Männertritte im Vorzimmer hörte. „Wer kann bei diesem Wetter kommen?“ rief Arnold und ging dem Gaste entgegen. Bald hörten die Damen freudige Begrüßung und Doktor Rode's antwortende Stimme.

„Sie wissen recht gut, Doktor“, sagte Arnold, ihn hereinführend, „daß man sich nie so sehr über einen lieben Gast freut, als bei einem solchen unheimlichen Wetter. Schnell die Theemaschine, Clara, und laß den Ofen heizen, damit es recht gemüthlich werde.“

Wie ein süßes Heimathsgefühl kam es über den Angekommenen, als er nach einem raschen Ritt durch den stürmischen Herbsttag in diesen freundlichen Kreis trat. Das warme, helle Zimmer, Arnold's sichtbare Freude, der herzliche Händedruck der Hausfrau und Clara's liebliches Lächeln, das Alles machte ihm das Herz warm, und die fernen Tage, da er auch noch ein Vaterhaus hatte, tauchten in seiner Erinnerung wieder auf. Heiter, offen und gesprächig, wie man ihn noch nicht gesehen, war er bald der Lebhafteste in dem kleinen Kreise, erzählte von seinem einsamen Leben in der kleinen Stadt und von seiner militärisch einfachen häuslichen Einrichtung. Er mußte aus der Vergangenheit Schilderungen seines Seelens geben, von Sturm und Windstille, von Krieg und Frieden erzählen.

„Als heute der Wind so heftig wehte, hatte ich wirklich etwas Heimweh nach unsern schaukelnden Schiffen“, fuhr er fort, „und ich konnte mich selbst nicht recht begreifen, daß ich es wirklich vorgezogen, auf festem Grund

und Boden Fuß zu fassen. Es giebt Entschlüsse, bei denen die eigenen Motive so wenig deutlich sind, von deren Entstehen wir uns so wenig Rechenschaft zu geben wissen, daß sich die Ueberzeugung von einer höhern Lenkung unserer Schicksale mit unwiderstehlicher Gewalt uns aufdrängt, und diese Ueberzeugung rufe ich zu Hülfe, wenn Vieles in meiner jetzigen Stellung mich jenen Entschluß zu bereuen beinahe bewegen könnte. Jetzt sehe ich aber“, setzte er lächelnd hinzu, „daß ich hierher kommen muß, um mich aus solcher Neue zu retten, und Sie müssen mir erlauben, die Kur öfter als bisher anzuwenden.“

Während Rode erzählte, hatte Clara oft mit lebhaftem Interesse die Augen auf ihn gerichtet. Es war ihr sonderbar, Scenen und Ereignisse als wirklich Erlebtes schildern zu hören, die sie nur aus Büchern kannte. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte sie seinen Worten und dem wechselnden Ausdruck seiner Züge. Unwillkürlich wandte er sich mit seiner Erzählung oft an sie, und fühlte endlich zu seiner eigenen Verwunderung, daß er nicht wie zu einem siebzehnjährigen Mädchen mit ihr sprach. Es fiel ihm jetzt erst ihr ernster Blick und eine Veränderung in ihrem Wesen auf, das kaum an das kindliche Mädchen erinnerte, das er noch vor kurzer Zeit im Kreise der Kinder hier gesehen. Als er das leztemal das Haus verließ, hatte ihr liebliches Bild ihn begleitet, ihr Lied in seiner Seele immer und immer wieder geklungen. Aber er war ein ernster Mann und kein träumender Jüngling. Er dachte an seine Stellung, in der er sich noch fremd und unbehag-

lich fühlte; er dachte an ihre Jugend und ihr glückliches Leben im Vaterhause, und an seinen eigenen wenig jugendlichen Sinn; er dachte an ihre Schönheit und ihre Ansprüche an das Leben und wollte nicht mehr an sie denken. Und doch ritt er heute so ungeduldig hinüber, und doch war ihm noch nie so wohl gewesen als heute, da er ihr gegenüber saß. War es doch fast, als wollte sie seine Bedenkllichkeiten vernichten. Sie war anders geworden und stand ihm in ihrem Ernste nicht so weit, als in ihrer jugendlichen Heiterkeit.

Als nach einer Weile Arnold und Groß sich auf kurze Zeit entfernten, um ihre Arbeit zu beenden, und Clara häusliche Geschäfte zu besorgen hatte, knüpfte Rode mit der Mutter ein Gespräch an, und redete mit so herzlicher Theilnahme zu ihr, daß sie bald von ihrem Körper- und Seelenleiden zu sprechen begann und ihm gestand, wie sie es ihrem Manne und der Tochter nicht vertrauen wolle, daß sie sich täglich schwächer fühle. Mitleidig forschte er als Arzt weiter und sah bald ein, daß für ihren Zustand wenig zu hoffen war, da die erste Ursache desselben, der tiefe Seelenschmerz, unheilbar schien. Die Leidende selbst hoffte auch auf keine Hülfe von Menschenhand mehr; aber die innige Theilnahme in Rode's Wesen that ihr wohl, und es war ihr eine Erleichterung, sich gegen Jemand aussprechen zu können, der ihr doch nicht nahe genug stand, um durch solche Gespräche erschüttert zu werden. Die sonst etwas zurückhaltende Frau hatte Vertrauen zu ihm gewonnen. Sie sagte ihm, wie sie oft gewaltsam die innere Bewegung zurückdrängen müsse, wenn ihres Mannes Auge sie besorgt

beobachte, und wie sie sich oft zwingt, mit der Tochter heitere Gespräche zu führen, während sie doch der Gedanke nie verließ, daß sie bald für diese Welt von einander geschieden sein würden.

„Ich weiß wohl“, fügte sie wehmüthig hinzu, „daß mein armes Kind nicht mehr so viel an mir verliert, als wenn ich lebenskräftig ihr Rath und Schutz in der ihr noch so unbekanntem Welt sein könnte. Der beste, liebevollste Vater ersetzt doch das wachsame Mutterauge niemals. Da kann ich meine Hoffnung nur auf den großen Vater im Himmel setzen, der den Verlassenen nahe ist!“

Rode war in tiefster Seele gerührt. Warum hatte er kein Recht, der trauernden Mutter sein warmes Herz zu zeigen? Ach, er war ja noch ein Fremder in dieser Familie, obgleich er fühlte, daß er ihr innerlich angehörte. Noch stand er ihr so fern, noch hielten ihn die Schranken, die Gewohnheit und Sitte dem Fremden gegenüber um jeden Familienkreis ziehen; nur seine stillen Wünsche trugen ihn hinüber, und wie leicht konnte diese Brücke zusammenbrechen!

Clara kam zurück und fand die Mutter und den Gast schweigend einander gegenüber sitzen; aber noch erregt von dem Gespräche zog jene die Tochter zärtlich an ihre Seite, und Rode's Augen ruhten mit wehmüthig weichem Ausdruck auf den Beiden.

Von dieser Stunde an bestand ein Verhältniß innigen Vertrauens von der einen, und herzlicher Theilnahme von der andern Seite zwischen Rode und der Kranken. Hatten sie doch ein gemeinsames, trauriges Geheimniß

und gemeinsames Mitleid mit denen, die noch ein großer Schmerz treffen sollte.

Clara, noch zu beschäftigt durch ihre eigenen Gedanken und Gefühle, die durch die Erscheinung im Garten in neue Aufregung gekommen waren, bemerkte nicht, wie sie den ganzen Abend über von Rode beobachtet wurde. Er konnte sich ihr sinnendes Wesen nicht durch Besorgniß um die Mutter erklären; diese hatte sich freier ausgesprochen und thätiger geäußert. Sie war offenbar mit ihren Gedanken nicht immer bei dem Gespräch, das geführt wurde; aber sie war nicht traurig, denn sie lächelte zuweilen vor sich hin, und wenn sie von ihrer Arbeit aufsaß, strahlten ihre Augen in mildem Glanze.

Sie war unbeschreiblich reizend an diesem Abend, und immer lebhafter wurde Wunsch und Sehnsucht in der Brust des Mannes, der sein Herz nie dem flüchtigen Spiel leichtfertiger Liebeleien geöffnet hatte. Strenge gegen sich selbst, wehrte er sich gegen die Hoffnung, die ihm ihre Möglichkeiten verführerisch zuzusüstern begann, und fast um sich selbst zu strafen, begann er im Gespräch mit den Männern, die bald zurückgekehrt waren, alle Schattenseiten seiner jetzigen Stellung aufzuzählen.

„Ich glaube nicht“, sagte er, „daß ich es dahin bringen könnte, mich in diesen beengenden Verhältnissen jemals wohl zu fühlen, wenn ich auch von Natur mehr Gewandtheit und Leichtigkeit des Umgangs besäße. Da bin ich nun schon fast ein Jahr in N., kann mich auch als Arzt über Mangel an Thätigkeit nicht gerade beklagen, denn mein alter Colleague war lange schon ruhebedürftig; aber ich weiß kaum, ob ich einmal dort ein



Gespräch gehabt, das mich in Versuchung geführt hätte, mehr als das Nothwendigste zu sagen. Man ist dermaßen eingerostet in die nächsten Interessen, daß bei jeder allgemeineren Unterhaltung der Fremde so theilnahmlös bleiben muß, als spräche man eine unverständliche Sprache.“

„Ich fürchte, lieber Doktor“, sagte Arnold, „sie legen unserm Städtchen Vieles zur Last, was im Grunde jedem kleinen Orte nachzusagen ist. Mit dem engeren Wirkungskreise verengert sich im Allgemeinen der Gesichtskreis derjenigen, die nicht durch Beschäftigung mit den Wissenschaften über die Schranken des praktischen Lebens hinausgeführt werden. Da nun in unsern kleinen Städten von Amtswegen kaum ein paar wissenschaftlich gebildete Leute zu wohnen brauchen, so ist, wenn diese nicht gerade sehr strebsame Geister sind, das Leben bald in den engen Kreis der täglich wiederkehrenden Geschäfte und Erholungen gebannt. Ich gebe Ihnen zu, daß in N. gerade die besagten strebsamen Geister fehlen.“

„In der nächsten Umgegend habe ich auch wenig Trost gefunden“, sagte Rode. Eine meiner ersten Bekanntschaften war die Familie Brand, die ich Ihnen nicht zu schildern brauche. Trotz meiner Dankbarkeit dafür, daß mir durch dieselbe Ihr Haus geöffnet wurde, bin ich in der letzten Zeit immer nur sehr flüchtig dort gewesen, was man mir gewiß gern verzeiht, da seit Fräulein Emma's Verlobung mit dem rigaschen Bettler die Gesellschaft jüngerer und lebenslustigerer Leute dort nicht ausgeht.“

„Die zweite Tochter, die immer Mondscheinlandschaften und Seestücke zeichnet, wird Ihnen das vielleicht weniger verzeihen“, sagte Groß lachend.

„O, bei der bin ich in Ungnade gefallen, seitdem sie vergebens nach einer poetischen Alder an mir herumtappt, und ich ihr einmal erklärte, daß alle poetische Melancholie aus unbewußtem körperlichen Unwohlsein entstehe.“

„Solche Keßerei, Herr Doktor, reicht auch hin, alle jungen Damen gegen Sie aufzubringen“, sagte Groß mit einem neckenden Seitenblick auf Clara.

„Das denken Sie doch auch nicht“, erwiderte Clara und sah Rode lächelnd an. Er hätte über diesem Lächeln beinahe zu antworten vergessen; endlich sagte er: „Von der poetischen Melancholie denke ich es beinahe. Die Poesie soll uns doch das Leben und die Welt in schönerem Lichte zeigen, und nicht nur mit schwarzen Farben malen.“

„Wenn Sie mir nur die Poesie überhaupt nicht mit Ihren Erklärungen antasten, will ich Ihnen auch allenfalls die Melancholie preisgeben“, sagte Clara lachend.

„Ich danke Ihnen, Fräulein“, erwiderte Rode, „und verspreche dafür Alles, was Sie an Zugeständnissen wünschen können.“

„Sind Sie zuweilen in Ihrem nächsten Pastorat, in N., gewesen?“ fragte Groß. „Wie gefällt Ihnen Pastor Linde und seine Familie?“

„Ich hatte meine erste Hoffnung auf angenehmen Umgang auf dies Haus gesetzt, das mich durch seine freundliche Umgebung anzog, fand mich aber getäuscht.“

Bei meinem ersten Besuche schon empfing ich einen Eindruck von Haltlosigkeit und Unruhe des häuslichen Lebens, der mich unangenehm berührte. Als ich in den Hof ritt, sah ich mehrere neugierige Gesichter an den Fenstern, die bei meiner Annäherung wieder verschwand. Ich stieg ab und wartete eine Weile vergebens auf ein menschliches Wesen, dem ich mein Pferd übergeben könnte. Endlich erschien der Stubenjunge, der sich zur Vollendung seiner Toilette noch ein paar mal mit den Fingern durch die buschigen Haare fuhr, und nachdem er meine Frage, ob der Herr zu Hause sei, bejaht hatte, mit dem Pferde zum Stall ging. Ich trat ein, aber obgleich ich mehrere Thüren zuschlagen hörte, zeigte sich noch sobald Niemand; nur ein kleiner Junge von vier bis fünf Jahren steckte so lange öfters seinen Kopf durch die Thüre, bis er Muth genug gewonnen hatte, sich ganz herauszuwagen. Als ich ihn leztlich anredete, wurde er zutraulicher und erzählte, der Vater werde gleich kommen, er habe nur seinen Mittagsschlaf gehalten, die Mutter aber ziehe erst ein anderes Kleid an. Unterdessen lief ein Stubenmädchen eilig durch die Zimmer und riß hier und da ein Tuch von den Stühlen, oder räumte auf, was von Sachen umher lag, winkte aber vergebens dem kleinen Jungen. Dieser fühlte sich in seiner Stellung dem Gaste gegenüber so sicher, daß er weder durch sein ziemlich schmutziges Schürzchen, noch durch seine grauen Händchen genirt war.“

„Aber Sie sind ein gefährlicher Gast, Herr Doktor“, sagte die Pastorin lächelnd.

„Es ist wahr“, fiel Groß ein, „es herrscht immer eine eigenthümliche Unruhe in dem Hause, wenn sich ein Gast zeigt.“

„Endlich erschien der Hausherr und unterhielt mich eine halbe Stunde allein. Sie kennen ihn und werden es begreiflich finden, daß mir die Zeit nicht sehr rasch verstrich; als aber auch Frau und Tochter sich zu uns setzten, konnte der arme Mann nicht mehr zu Worte kommen. Eine Fluth von Fragen brach von der Mutter über mich herein, und vergebens versuchte die Tochter durch einige ironische Bemerkungen dieselben abzuleiten und mich merken zu lassen, daß ich bei ihr eine geistreichere Unterhaltung finden würde. Ihr Mitleid half mir nicht, bis endlich eine Magd an der Thüre sichtbar wurde und die Hausfrau ins Nebenzimmer rief. Jetzt war ich allen neun Musen in die Hände gefallen und mußte ein förmliches Examen bestehen. Der Pastor, der mir bisher beim besten Willen nicht helfen konnte, war jetzt so voll Bewunderung seiner geistreichen Tochter, daß er mein Staunen durchaus nicht unterbrechen wollte. Ich mußte hören, wie interessant jetzt in der neuesten deutschen Literatur Insekten, Vögel und Pflanzen mit sprechen, so poetisch, wie es armen Menschenkindern garnicht mehr gelingt, und wie der Wald, dem das Alles erzählt wird, dann so gut ist, das drucken zu lassen und mit so hübschen bunten Deckeln in den Buchhandel zu schicken, daß der Sinn für Poesie schon dadurch bedeutend genährt werden muß. Ich erfuhr darauf noch einiges ziemlich Unverständenes über deutsche Zustände, über Land und Leute, und wurde schließlich durch die

ganze Politik der rigaschen Zeitung hindurchgequält, bis ich mich endlich in den Artikel über China rettete, den sie zum Glück so wenig als ich zu lesen pflegte. Während ich einige gehaltvolle Bemerkungen über dieses sehr altmodische Volk machte, klirrten zu meinem Heil schon die Tassen im Nebenzimmer und wir wurden zum Thee eingeladen, den hier natürlich die Mutter besorgte, weil die Tochter sich lieber geistig beschäftigte. Ich athmete unter der Redefluth der Mutter wieder etwas auf. Jetzt erschienen am untern Ende des Tisches auch einige Kinder, unter ihnen mein kleiner Freund, aber so verändert, daß ich ihn kaum erkannte. Die Haare waren noch naß von dem gründlichen Waschen seines frischen Gesichtchens, und er lächelte mir schelmisch zu, wegen der frühern Bekanntschaft, die er nicht verrathen durfte. Auch die Mama und die Schwester waren in modischen, gepufften Kleidern, und die Seitenblicke der Kleinen verriethen nur zu deutlich, daß sie nicht täglich Gelegenheit hatten, dieselben zu bewundern.“

„Gestehen Sie nur“, sagte die Pastorin, „daß man als Gast sich doch geschmeichelt fühlt, solche Bemühungen veranlaßt zu haben.“

„Allerdings“, erwiderte Rode. „Dies Gefühl steigerte sich bei mir zum gefährlichsten Hochmuth, als ich einige Wochen später ärztliche Besuche in dem Hause machte. Die Kinder hatten das Scharlachfieber, und ich fand Gelegenheit genug, die Mysterien der Kinderstube kennen zu lernen und den schneidendsten Gegensatz zu jenem glanzvollen Tage zu erleben.“

„Trotz mancher Verkehrtheiten“, fiel Groß ein, „sind

Lindes aber wirklich ganz gute Leute, und Sie würden sich gewiß bei näherer Bekanntschaft mit ihnen aussöhnen. Die Erziehung der Tochter fiel unglücklicher Weise in eine Zeit, da man den Unterricht der Mädchen durchaus mit dem sogenannten großen Examen beschließen zu müssen glaubte, das die Schulobrigkeit von den künftigen Lehrerinnen verlangt. Da meinten eine Zeit lang die meisten bürgerlichen Familien die Zukunft ihrer Töchter nicht besser sichern zu können, als durch dieses Examen, das ihnen nöthigenfalls die Laufbahn einer Gouvernante eröffnete. Man dachte damals weniger an die Dornen dieser Laufbahn.“

„Mit der Zeit hat man aber gesehen“, fiel Arnold ein, „daß viele junge Damen mit dem gelehrten Diplom direkt in den Ehestand traten, in dem es wenig respektirt wurde, und daß andere ohne dasselbe für geschiedter gelten. Genug, das Bedürfniß nimmt ab, und man kann ein Mädchen wieder ohne diese Beglaubigung für wohlherzogen halten und ausgeben, wie wir denn mit unserem Töchterchen versucht haben“, schloß Arnold, indem er liebevoll das weiche Haar der neben ihm sitzenden Tochter streichelte.

Clara hatte sich nicht enthalten können, bei Rode's Schilderungen zuweilen mitzulachen, fühlte aber doch bei seinem Spotte die Scheu wieder zurückkehren, die sie bei der ersten Bekanntschaft vor ihm gehabt, und die erst heute, als er sich so sichtbar wohl in ihrem Kreise fühlte, zu weichen angefangen. Als er sie später im Laufe des Abends ein paarmal anredete, antwortete sie ihm blöde und abgebrochen; da sie ihn aber in ihrer

Berlegenheit dabei nicht ansah, bemerkte sie auch nicht, daß er sie dann mit einem traurig fragenden Blicke eine Weile betrachtete, und die Heiterkeit, die seinem Gesicht einen so veränderten Ausdruck geliehen, allmählig wieder dem frühern Ernste wich.

„Singen Sie heute nicht, Fräulein?“ fragte er endlich, nach dem Abendessen noch einmal zu ihr an den Tisch tretend, wo sie mit einer Arbeit beschäftigt war, während die beiden andern Männer mit der Mutter im Gespräch waren.

„Wenn Sie nicht spotten wollen“, erwiderte Clara, zu ihm aufsehend, und eine dunkle Röthe flog über ihr Gesicht, als erschrecke sie vor ihrem eigenen Muth. Sie legte aber doch die Arbeit bei Seite und stand auf.

„Deshalb also waren Sie so streng!“ sagte er lächelnd, und die frühere Heiterkeit kehrte in seine Züge zurück. „Ich will's nicht wieder thun, Fräulein Clara, wenn das Sie unfreundlich macht. Aber darf ich denn nicht über eine Thorheit lachen?“

„Sie dürfen gewiß; ich fürchte mich dann nur vor Ihnen.“

„Das sollen Sie nicht“, versicherte er ernst. „Zur Belohnung für meine künftige Besserung aber singen Sie jetzt, und helfen Sie mir zu milden, sanften Gedanken.“

Weich und lieblich klangen Clara's Lieder heute in seine Seele. Es schien ihm, als lösten diese Töne alle Widersprüche in seiner verschlossenen Brust und öffneten sie mit sanfter Gewalt dem Vertrauen und der Liebe. Die Bedenklichkeiten des Stolzes und der Vorsicht

waren vergessen; er fühlte sich wieder jung und lebensfreudig, und überließ sich dem ganzen Zauber der Gegenwart.

Immer häufiger wurden Rode's Besuche im Pastorat, denn Arnold hatte ihn gebeten, seine Frau, deren Schwäche sichtlich zunahm, zu behandeln, theils weil der alte Doktor A. weitere Fahrten aufs Land nur noch sehr ungern machte, theils auch, weil er zu seinem neuen Freunde in jeder Hinsicht Vertrauen gefaßt hatte. Die Kranke selbst erklärte sich mit Freuden bereit, seinem ärztlichen Rathe zu folgen. War ihr doch Rode auch nicht mehr fremd seit jenem Abend, da sie zuerst über ihren Zustand mit ihm gesprochen. Sie täuschte sich nicht mit Hoffnung auf Genesung, und er versprach nicht mehr als er für möglich hielt. Seine Aufgabe war, die sinkende Lebenskraft durch alle Mittel seiner Kunst zu stützen, und den Augenblick des Erliegens so weit als möglich hinauszuschieben. Wirklich schien es eine Zeit lang, als würden seine Bemühungen belohnt, denn die Erleichterung, welche die Kranke darin fand, rückhaltlos über ihre Leiden sprechen zu können, gab ihr eine erneute Kraft, welche auch ihren Mann wohl hätte täuschen können, wenn ihm nicht Rode auf seine ernstliche Frage wenigstens insoweit die Wahrheit gesagt hätte, als er eine völlige Genesung nicht hoffen durfte. Schon diese Eröffnung regte den lebhaften Mann so sehr auf, daß Rode ihn warnen mußte, durch Aeußerungen seines Schmerzes die Leidende noch mehr zu beunruhigen,

da nur durch Vermeiden von heftigen Gemüthsbewegungen ein schnelleres Fortschreiten der Krankheit aufzuhalten wäre. Clara mußte deshalb bei der Hoffnung erhalten werden, die geliebte Mutter nicht vergeblich zu pflegen; denn wenn man auch den Muth gehabt hätte, den Himmel ihrer Jugend durch so düstere Wolken zu trüben, waren ihre Thränen doch am meisten für die Kranke zu fürchten.

So lebten die drei Menschen neben einander fort und suchten ihre Besorgnisse nur durch erhöhte Liebe und Güte zu verhüllen, ängstlich Alles meidend, was den Andern Schmerz bringen konnte. Darum schwieg auch Clara, wenn es ihr im Herzen oft so unruhig war, wenn Freude und Schmerz im raschen Wechsel sie bewegten. Muß doch auch das Mutterherz solche Zustände mehr errathen, als deren Enthüllung von der Tochter erwarten, wenn sie nicht eine von jenen Töchtern ist, die durch Romane und Gespräche erfahrenerer Freundinnen schon vollkommen vorbereitet ist, in jedem jungen Mann einen Liebhaber zu finden, auf jedem Valle den Anfang einer herzbrechenden Liebesgeschichte zu erleben. Clara hatte auch wohl ihre Mädchenträume gehabt; aber diese malten ihr die Helden ihrer Dichter, wie sie hoch und herrlich, durch Gefahr und Kampf, der Dame ihres Herzens nahen. Es war ihr noch nicht eingefallen, sie im Alltagsleben wiederfinden zu wollen. Da sah sie Friedrich wieder, und die ganze Poesie des Lebens war ihr erschlossen, die ganze Herrlichkeit der Jugend ihr aufgethan in Unschuld und Liebe.

Die gottergebene Fassung, mit der die Mutter dem

herannahenden Ende ihres Lebens entgegen sah, hatte unterdessen wunderbaren Einfluß auf das Gemüth ihres Arztes. Rode hatte sich zwar nie durch die Trugschlüsse der Materialisten bethören, und ebenso wenig durch eine falsche Philosophie blenden lassen, wie das so vielen seiner Studiengenossen geschah, sondern mit dem ihm eigenthümlichen Ernst immer heilig gehalten, was seinen Mitmenschen, besonders aber allen Leidenden heilig und werth war, — selbst aber kein lebhaftes religiöses Bedürfniß empfunden. Die Religion schien ihm ein Gebiet, in welchem das Forschen und Denken wenig Früchte tragen könne, eine Sache des Gefühls, die er nie zum Gegenstand seines Studiums gemacht hatte. Er besaß daher auch so wenig positive Kenntnisse darin, als die meisten Laien. Nun hatte er bei seinen häufigen Besuchen in Wehlen schon oft Gelegenheit gehabt, den Gesprächen der beiden Theologen zuzuhören, und Arnold's vorurtheilsfreier, aber doch ächt christlicher Standpunkt war ihm immer ehrenwerther erschienen. Sein Interesse für die Erörterung religiöser Fragen wuchs mit der Erweiterung seiner Kenntnisse auf diesem Gebiet, und Arnold fühlte sich durch die Theilnahme eines geistvollen Laien an diesen Fragen so mächtig angeregt, daß für Beide daraus die segensvollsten Wirkungen erwuchsen.

Mehr aber als alle Geistesstärke der Männer wirkte der stille Todesmuth der kranken Frau. Wenn sie Trost und Beruhigung darin fand mit dem Freunde immer wieder von ihren Sorgen um die Hinterbleibenden zu sprechen, stand er ihr jetzt schon nahe genug, um ihr versprechen zu können, sie mit seiner Freundschaft

zu stützen, so weit sie reiche. Bei aller Sorge für die Ihrigen hörte er sie aber doch nie anders von ihrem Ende sprechen als wie von einem Heimgange zum Vater, wie von einer Erlösung von allem Schmerz und Leid, und einer seligen Vereinigung mit den Vorausgegangenen. Bei aller Demuth fühlte sie sich so sicher in ihrem Glauben an die Rechtfertigung durch Christum und die unerschöpfliche Gnade Gottes, daß Noth diese Zuversicht für den wünschenswerthesten Seelenzustand halten mußte, selbst wenn er auf einer Täuschung beruhte.

Und sollte das Täuschung sein? Was ihm früher gewichtiger Einwand erschienen, ward allmählig zum ohnmächtigen Zweifel. Er blickte in die Geschichte der Kirche und sah, wie Jahrhunderte lang dieselben Fragen des menschlichen Verstandes an dem Christenthum rüttelten, und es doch immer siegreich aus jeder Prüfung hervorging; wie Aberglaube und Unglaube vergebens wetteiferten es zu entstellen, und doch der innerste Kern immer wieder glänzend durch alle menschlichen Umhüllungen brach; wie alle Philosophie des hochmüthigen Menschengenies vergebens strebte es überflüssig zu machen, das Wissen an die Stelle des Glaubens zu setzen, ein System auf das andere zu bauen, — und es doch Alles eitel Menschenwerk blieb, an dem der rohe Pöbel der Materialisten seine Zerstörungswuth üben konnte; er sah endlich, wie im blinden Eifer des Forschens der menschliche Geist zuletzt so weit gekommen war, sich selbst zu leugnen, und damit den bittersten Spott auf die Selbstvergötterung der neuen Philosophen zu werfen.

Die Feinde des Christenthums theilten sich in die äußersten Gegensätze: die Philosophen wollten Götter sein; da bewiesen die Materialisten, der Mensch müsse sich's zur Ehre rechnen, für das erste unter den Thieren erklärt zu werden, denn seine höchsten Gedanken hingen nur von einer günstigeren Mischung der chemischen Stoffe seines Gehirns ab!

Gegen solche Folgerungen erhebt sich das Gottesbewußtsein des Menschengeschlechts in seiner ganzen Kraft, und neben dem Abgrund der tiefsten Erniedrigung sehen wir den Aufschwung des Glaubens in seiner reinen Gestalt.

Mehr aber als Menschen- und Engelzungen predigen können, lehrt uns der Tod. Sein Nahen ist wie das Wehen aus einer höhern Welt, ein Sturm, vor dem die Eiche bricht und das demüthige Rohr sich nur beugt. Die eigene Kraft erliegt, aber der demüthige Glaube darf sein Haupt wieder erheben.

Es war eine Zeit sorgenvollen Ernstes, diese Zeit der Krankheit einer frommen Frau. Sie gehörte der Erde mit ihrem Lieben, dem Himmel mit ihrem Hoffen. Sie vereinigte beide in ihrem Glauben!

Clara hatte ihre Freunde in Wehlen in den letzten Wochen nicht gesehen. Die ganze Familie war auf einer Rundreise zu Freunden und Verwandten begriffen, die den Verkehr mit denselben wieder anknüpfen sollte. Ungern hatte sich Friedrich losgerissen, und nur die

Scheu, die Aeltern in sein Herz blicken zu lassen, hatte ihn von der Bitte zurückgehalten, zu Hause bleiben zu dürfen.

In dem fremdgewordenen Kreise war es ihm anfangs auch recht unbehaglich. Mit der feinen Jahren eigenthümlichen Unsicherheit fühlte er sich für die Gesellschaft der Männer zu jung, obgleich er wohl zuweilen mit Aufmerksamkeit zuhörte, wenn sie die Angelegenheiten des Landes, wie man die Sonderinteressen des Adels gern nannte, unter einander besprachen. Wunderlich erschien es ihm dann, wie sich im engern Kreise die Erscheinungen hier wiederholten, die er in seinen historischen Studien bis auf die Gegenwart verfolgt hatte: der endlose Widerspruch des historischen Rechts gegen die angeborenen Menschenrechte, der Privilegirten gegen die Massen, der Besitzenden gegen die Fordernden. Wie sich dieser ewige Kampf durch die ganze Weltgeschichte wälzt, in der Geschichte jedes einzelnen Volkes sich wiederholt, und in jedem Jahrhundert sich erneuert, so sah ihn Friedrich hier in der friedlichen Provinz, die er sein Vaterland nannte, sein Haupt erheben. Er hörte die gemäßigten Ansichten seines Vaters, der, obgleich weit entfernt von moderner Liberalität, doch die Stimme der Billigkeit nicht überhören wollte, ihm gegenüber aber auch die kräftigsten Vertheidiger des Junkerthums, die sich für die würdigsten Repräsentanten des mittelalterlichen Ritterthums zu halten schienen. Zum erstenmal traten diese Gegensätze im praktischen Leben dem Jüngling entgegen; er war nicht in ihrem Bereich erwachsen und fühlte jetzt erst, daß er in einer Welt

idealer Anschauungen gelebt hatte, aus der er erst die leitende Brücke in die Wirklichkeit finden mußte.

Wenn sich die Männer in landwirthschaftliche Discussionen vertieften, oder wenn sie Abends am Kartentische saßen, dann war Friedrich im Kreise der Damen. Anfangs fühlte er sich unglaublich schwerfällig in demselben; er war blöde und ernsthaft, und konnte den rechten Ton durchaus nicht finden. Am glücklichsten war er, wenn man ihm ein Buch in die Hand gab und sich von ihm vorlesen ließ. Dann vergaß er wohl zuweilen seine Schüchternheit und sprach mit Lebhaftigkeit über das Gelesene. Er bemerkte nicht, daß die Damen ihn allmählig immer mehr in ihren Kreis zu ziehen suchten, und fühlte kaum, daß auch er schon anfang, sich mit mehr Leichtigkeit in demselben zu bewegen. Die Gesellschaft der jungen Mädchen war ihm immer noch ein etwas unheimliches Gebiet; er überließ es gern einigen ältern jungen Leuten, die da ganz in ihrem Element zu sein schienen, und die er fast um ihr gewandtes Wesen beneidete.

Unter den ältern Damen war eine Schwester seines Vaters, Frau von Sassen, die ihn bald zutraulicher gemacht hatte, während sie an dem Neffen großes Wohlgefallen fand und sich's zur Aufgabe machte, ihn mit dem Leben und Treiben in Kurland, das ihrer heitern Natur vollkommen zusagte, bekannt zu machen. Sie hatte zwar nichts dagegen, daß er, wie es schien, mehr Kenntnisse besaß als die andern jungen Leute seiner Familie, auch stand seinem hübschen Gesichte das jugendliche Erröthen ganz allerliebste; sie war auch ganz zu-

frieden mit seiner Art zu sprechen, wenn er einmal lebhaft wurde. Allein er konnte oft lange in der Gesellschaft sitzen, ohne ein Wort zu sagen, und war besonders im Umgange mit Damen noch viel zu blöde und hölzern.

„Dein Sohn ist ein prächtiger Junge“, sagte Frau von Sassen eines Tages zu der Schwägerin, als sie ihn am andern Ende des Zimmers zusehend an einem Tische stehen sah, an dem mehrere junge Mädchen dem jungen Herrn allerlei Kartenkunststücke zeigten; „aber er muß noch andere Manieren bekommen. Sieh nur, wie er gelangweilt dabei steht, während die Andern sich amüsiren. Ich bin überzeugt, es ist wieder nur Blödigkeit, die ihn zurückhält.“

„Ich fürchte auch“, erwiderte Frau von Hanau, „die Erziehung im Institut hat ihm etwas Pedantisches, Schwerfälliges in seinem Wesen gegeben, das er sobald nicht wieder los werden kann. Ich habe Adolph schon oft darauf aufmerksam gemacht; aber du weißt ja, wie er ist. Er achtet nicht darauf und antwortet mir jedesmal, wenn ich davon zu sprechen anfangte: «Laß ihn nur, er wird sich schon machen!»“

„Das glaube ich auch“, sagte die Tante, „er wird sich machen; wir müssen nur auch etwas dazu helfen. Es ist gewiß ganz gut, daß Ihr ihn auf ein Jahr nach Kurland mitgenommen habt. Schade, daß Ihr nicht länger bei uns bleiben könnt. Nun, wir sehen uns bald in Wehlen, da Ihr noch vor Weihnachten eine große Jagd bei Euch haben wollt. Das wird sehr amüfiant sein. Wen habt Ihr denn dazu aufgefordert?“

„Nun, wir haben ja an den Verwandten schon einen recht großen Kreis; dazu kommen noch die Nachbarn und einige Herren, die Adolph aus Mitau dazu eingeladen hat. Die einzige fremdere Erscheinung wird die Gräfin Neudorf sein. Wir waren in Marienbad zusammen, und sie wünschte uns hier zu besuchen.“

„Ich bin recht neugierig sie zu sehen. Man hört so viel Verschiedenes von ihr. Findest du sie auch so schön?“

„Schön kann man sie eigentlich nicht nennen; es ist mehr ihre Tournüre, ihre Art zu sprechen, ihre Toilette, was sie zu einer so brillanten Erscheinung macht. Sie ist jedenfalls die eleganteste Frau in ganz Kurland. Zum Glück kommen einige der Herren, die zu ihrem Hof gehören, mit heraus, sonst würde ich fürchten, daß sie sich langweilte. Den Damen wird sie nicht sehr gefallen; meine gute thalhössche Nachbarin dürfte ich schon garnicht mit ihr zusammenbringen.“

„Die Thalhösschen kommen ja wohl überhaupt nicht, wenn Ihr Gesellschaft habt?“

„Er kommt wohl zur Jagd herüber, aber die Frau ist so versunken in Kindererziehung, daß sie gar keinen Sinn mehr für etwas Anderes hat. Diesmal ist es mir recht gelegen, denn sie würde in den Kreis garnicht passen. Es ist merkwürdig, wie diese religiöse Schwärmerei sich immer mehr verbreitet.“

„Sie war ein so reizendes, heiteres Mädchen.“

„Sie versichert auch jetzt noch, heiter und zufrieden zu sein, macht aber nichts mehr mit und unterrichtet zum Theil selbst ihre Kinder. Ihr Mann ist durch sie



auch ganz anders geworden. Adolph hat ihn aber von Alters her so gern, daß wir uns doch noch recht oft besuchen. Den Hauptumgang haben sie aber mit unserm Pastorat. Da ist heiße Freundschaft."

"Ihr seht die Arnolds wohl auch recht oft? Die Tochter muß jetzt erwachsen sein. Sie war ein hübsches Kind."

"Sie sieht auch jetzt ganz gut aus. Die Kinder haben in der Einsamkeit den Verkehr mit dem Pastorat etwas zu lebhaft begonnen. Ich ließ es so gehen, weil sie jetzt wirklich wenig Vergnügen gehabt haben, und Clara Arnold ein ganz gebildetes Mädchen ist. Ella hat mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Sache übertrieben, und kennt jetzt Nichts, was ihr über diese Freundin ginge. Wenn sie mehr andern Umgang hat, wird sich das wohl geben."

"Die Ella ist allerliebste, wie sie jetzt ist. Das übermüthige kecke Wesen macht sie so piquant."

"Adelheid ist doch wohl ein gediegenerer Charakter", sagte Frau von Hanau etwas empfindlich.

"Ella wird mehr Beifall haben", entschied Frau von Sassen, diese Empfindlichkeit nicht bemerkend, und wandte sich, nach diesem höchsten ihrer Lobsprüche, zu der Jugend, die ihr sogleich am Tische Platz machte. Niemand konnte weniger stören als sie; es schien immer, als amüsirte sie sich am allerbesten bei jedem Spiel, bei jeder Unterhaltung. — Daß sie kinderlos war, hatte sie nie als eine Lücke in ihrem Leben empfunden, sondern mit ihrem Manne in einer recht fröhlichen Ehe gelebt. Beide gehörten mit Leib und Seele der Ge-

selligkeit an, waren überall bekannt, überall gern gesehen, ja auf viele Meilen im Umkreise schien eine größere Gesellschaft ohne sie garnicht möglich. Frau von Sassen war ein Orakel für alle Hausfrauen, die Gesellschaften gaben. Sie wußte am besten, wie ein Diner, ein Souper zu arrangiren war; sie bestimmte, welche Personen am meisten zu einander paßten, wie man die Fremdenzimmer einzurichten habe u. s. w. Sie war die Zuflucht aller jungen Damen, die eine neue Art das Haar zu tragen versuchen wollten, in der Zusammenstellung der Farben für ihre Toilette in Verlegenheit waren, oder Zweifel über die Frische eines Kleidungsstückes hegten. An sie wandten sich Alle, wenn ein Liebhabertheater, oder lebende Bilder, oder eine Aufführung von Sprüchwörtern veranstaltet werden sollten, und immer war sie bereit, bei Allem zu helfen, immer hatte sie das rechte Geschick für die Sache und den unermüthlichsten Eifer.

Herr von Sassen war stolz auf die Stellung seiner Frau in der Gesellschaft. Er war immer bereit, sie überall hin zu begleiten, und zog gern auch für den Winter nach Mitau, wo sich für ihre geselligen Talente ein weiterer Wirkungskreis bot. Ihr eigenes hübsches Gut bewohnten sie nur kurze Zeit im Jahre und waren dort fast nie allein.

Die Wahlen hatten sich jetzt eine ganze Woche bei den Geschwistern aufgehhalten und waren dort mit mehreren alten Bekannten zusammengekommen, die neugierig gewesen waren, die beiden im Auslande erzogenen jungen Mädchen wiederzusehen. Adelheid wurde in ihrem

Betragen tabellos gefunden; Ella, meinte man, würde, wenn sie etwas mehr in Gesellschaft abgeschliffen worden, recht anziehend sein. An Friedrich aber hatten die Aeltern offenbar ein Unrecht begangen, indem sie ihn im Auslande erziehen ließen. Er würde sich nicht sobald, hieß es, in Kurland wieder einleben und sein schüchternes Wesen ablegen.

„Er wird sich schon machen!“ war wieder des Vaters Trost, und Alle beschloßen, ihm nach Kräften beizustehen, um die verlorene Zeit für Friedrich's gesellige Ausbildung wieder einzuholen.

Blendender Schnee bedeckte das Land, die Kälte hatte zugenommen, ein wolkenloser Himmel wölbte sich über der weißen Erde. Der Rauch, der nah und fern aus den Schornsteinen der Häuser stieg, erhob sich als weiße Säule hoch in die Luft und zertheilte sich dann in leichte Wölkchen. Wie Bänder schlängelten sich die neuen Winterwege über die Ebene; von allen Seiten hörte man aus der Ferne das lustige Klingen der Schlittenglocken. Seit wenig Tagen erst war der Schnee tief genug, und Alles eilte, die ersehnte Bahn zu benutzen. Lange Reihen der niedrigen Bauerschlittchen, von den kleinen kurischen Bauerpferdchen gezogen, bewegten sich dem Walde zu, wo es jetzt lebendig werden sollte. Ihnen entgegen kam auf der schmalen Bahn ein zierlicher Schlitten. Der schöne Schimmel vor demselben trabte mit eleganter Leichtigkeit auf dem glatten

Bege daher, wie spielend die leichte Last hinter sich ziehend, und in scheinbarer Freiheit den schön gebogenen Hals erhebend. Als der Schlitten der langen Reihe der Bauern begegnete, flogen die Mützen von den Köpfen derselben. Schnell wurden die Füße eingezogen, die sie quer sitzend auszustrecken pflegen, und fröhliche Blicke und Zurufe folgten den Vorüberfahrenden. War es doch ihr junger Herr, der freundlich wiedergrüßend die kleine Pelzmütze von den blonden Locken zog, und seine liebliche Schwester, die ihnen lachend zunickte, als bei dem raschen Ausweichen manches Schlittchens über den Graben rutschte, vor dem bei der Gefahrllosigkeit eines solchen Falles Niemand besondere Scheu zeigte.

Mit jugendlicher Freude hatte Friedrich sein Lieblingsvergnügen aus der Knabenzeit wiedergefunden. Heiter und gesprächig saß er neben Ella, die zuweilen bei dem raschen Ausschreiten des Schimmels etwas bedenklich wurde, halb nur im Schlitten, wie zum Sprunge gerüstet den einen Fuß freihaltend, um stützen zu können wenn es Noth that. Von Freude und Lust glühten die blühenden Wangen der beiden Geschwister, mit vollen Zügen athmeten sie die herrliche, reine Winterluft, und sahen mit strahlenden Blicken in die sinkende Sonne, die das weite Schneefeld mit rosigem Schimmer färbte. Ihr gegenüber stand der blasser Mond schon wie ein weißes Wölkchen am Himmel, neidisch wartend, bis auch die Zeit seiner Herrlichkeit gekommen sein würde.

Rasch flog der Schlitten der Kirche vorbei, und wenig Augenblicke darauf hielt der Schimmel dampfend vor der Treppe des Pastorats. Hier saß man in der großen

Stube um den Tisch. Rode war wieder gekommen, und seine Freude, den Zustand der Kranken nicht verschlimmert zu finden, hatte Allen eine heitere Stimmung mitgetheilt. Clara saß, über eine Näharbeit gebeugt, Rode sprach mit dem Vater über eine neu erschienene Schrift, welche Beide lebhaft interessirte, aber seine Augen ruhten so oft als möglich auf dem lieblichen Angesicht, das ihm gegenüber mit den auf die Arbeit gesenkten Augen so bequem zu beschauen war.

Da hörte man draußen die Schlittenglocken, und er sah eine hohe Röthe über Clara's Züge fliegen. Doch blieb sie sitzen und arbeitete fort. Bald wurde im Vorzimmer eine lachende Mädchenstimme laut, und gleich darauf traten Friedrich und Ella ins Zimmer. Diese hatte den Hut behalten und nur den schweren Mantel abgelegt. Fröhlich flog sie auf Clara zu. „Du mußt gleich noch etwas mitfahren“, rief sie, „das Wetter ist gar zu wunderschön. Wir haben auch Platz genug in unserm Schlitten, Friedrich sitzt vorn.“

Um seine Bereitwilligkeit zu beweisen, trat auch Friedrich näher. Er hatte den kurzen Pelzrock nicht abgelegt, weil es gleich weiter gehen sollte; seine schlanke, jugendliche Gestalt erschien dadurch männlicher und fester. Mit Ueberraschung erblickte Rode den schönen jungen Mann und dachte mit schmerzlichem Zucken seines Herzens an Clara's tiefes Erröthen. Jetzt sah er, wie freudestrahlend Friedrich's Augen dankten, als Clara mitzufahren versprach. Während sie sich für die winterliche Fahrt einhüllte, sprach Friedrich in seiner offenen herzlichen Weise mit der Pastorin, die ihn immer mit

mütterlicher Freundlichkeit willkommen hieß, und Rode sah sein herzgewinnendes Lächeln und hörte den Wohlklang seiner Stimme.

„Sie kommen doch noch auf ein Stündchen herein!“ rief der Pastor den Geschwistern nach, als sie mit Clara hinausgingen. Rode folgte fast wider Willen vor die Thüre. Halb kindlich, halb ritterlich war Friedrich's Ton und Wesen mit den beiden Mädchen. Er deckte sie mit der zottigen Pelzdecke sorgsam zu, schwang sich dann selbst quer auf den kleinen Vorderstuhl, und nahm dem wartenden Stallknecht die Zügel aus der Hand, um den vor Ungebuld schnaubenden Schimmel auf den Weg zurückzulenken. Als sich jetzt die fröhlichen jugendlichen Gesichter noch einmal grüßend umwandten, während das leichte Fahrzeug dahinsflog, war es das heiterste Bild der Jugendlust und Freude.

Aber ein tief ernstes Auge schaute ihnen nach, und Rode's erblaßtes Gesicht war noch lange nach der Seite gewandt, wo sie verschwunden waren. Er fühlte die Kälte nicht, denn in der Brust war es ihm heiß und enge. Er war aus einem langen, schönen Traum erwacht; verschwunden waren mit einem Schlage alle lieblichen Bilder seiner einsamen Stunden, alle Hoffnungen der letzten Wochen und Monate, verschwunden alle Heiterkeit, mit der er noch vor einer halben Stunde in dem Kreise, der ihm so lieb geworden war, sich heimisch fühlte. Er vergaß wo er war; die weite Schneefläche schien ihm wieder das unendliche Meer, auf dem er nach dem fernen Horizont schaute, ohne Sehnsucht nach Land, ohne Ungebuld nach glücklicher Heimkehr und

fröhlichem Willkommen. Er war wieder ein Fremder, für kurze Zeit mit diesen Menschen in Verbindung getreten; bald mußte ihn sein Beruf wieder in andere Kreise führen. —

„Doktor, vergessen Sie, daß wir zehn Grad Kälte haben?“ rief endlich Arnold aus der Thüre, und Rode wandte sich langsam, um hineinzugehen. Es dämmerte in der Stube, das that ihm wohl. Die Kranke saß in einer Sophaecke, sie pflegte um diese Zeit etwas zu schlummern. Arnold, der seinen lieben Hausarzt längst nicht mehr als Gast betrachtete, entfernte sich für eine Weile; Rode ging ins Nebenzimmer, setzte sich in die Ecke, von wo aus er dem Gesange Clara's zuzuhören pflegte und versank in düsteres Sinnen. Es war tiefe Stille im Hause, er hörte jeden Pendelschlag der alten Uhr in der Stube.

Näher kommende Schlittenglocken weckten die Kranke, sie rief nach Licht. Rode stand rasch auf; er fühlte, er müsse alles weichliche Gefühl abschütteln und wieder festen Schrittes seinen einsamen Weg gehen. Ihn fröstelte, er lehnte sich an den warmen Ofen in der Stube. Fröhlich lachend und plaudernd legten die jungen Leute im Vorzimmer ihre Mäntel ab; Ella neckte den Bruder, daß er die nächsten Wege verfehlt, weil er sich immer zu ihnen umgewandt und dem Schimmel vollkommen vertraut habe. Friedrich war diesmal nicht empfindlich, er war zu glücklich in der Nähe der Geliebten, die jetzt schmeichelnd die Hände der Mutter an ihre kalten Wangen legte und dann mit Küffen bedeckte. Sie mußte dem überströmenden Gefühle ihres

vollen Herzens einen Ausdruck geben. Hatte sie es doch eben deutlich gesehen, wie Friedrich im Vorzimmer einen Handschuh, der ihr entfallen, feurig an seine Lippen drückte. Und Niemand konnte sie das erzählen! Das Herz wollte ihr zerspringen, und doch mußte sie ihre ganze Seligkeit in diesem schon übervollen Herzen verschließen. Aber wenn ihr Mund auch keine Worte hatte, so sprach ihr strahlendes Auge um so deutlicher von Glück und Liebe, nur zu deutlich für den Mann, dem sie absichtslos so tiefes Wehe bereitet hatte.

Im ersten Augenblick hatte Rode nur den Schmerz der Täuschung gefühlt, nur den Verlust seiner eigenen Hoffnungen; jetzt zog ein tiefes Mitleid in seine Seele, ein Mitleid, dem der Zorn sich beigefellte. Er war kein Jüngling mehr, er kannte das Leben und die Menschen, er kannte die Gewalt der Verhältnisse und die Macht der Vorurtheile, den Egoismus der Männer und das schnelle Vertrauen der Frauen. Mitleid und Zorn machten ihn ungerecht. Er sah in Friedrich nicht den leidenschaftlich bewegten Jüngling, der selbst von dem erwachenden Gefühle beherrscht wurde, sondern den selbstüchtigen Mann, der leichtsinnig den Frieden eines Mädchens zerstörte. Er begriff die Blindheit der Aeltern, die Sorglosigkeit der Mutter nicht. Was sollte er thun? Man sah aus Allem, daß sie keine Ahnung von der Gefahr hatten, die dem Glücke ihres Lieblings drohte. Konnte er sie aufmerksam machen? Durfte er, als Arzt, der Mutter eine neue Sorge auf das durch Kummer schon gebrochene Herz legen? Konnte er als Freund dem Vater Vorsicht empfehlen, ohne sein stolzes Herz

zu dem Bekenntniß zu zwingen, daß er selbst vergeblich gehofft und gewünscht. Ja, wäre das nur nicht gewesen! Stände er nur als Freund jetzt in diesem Hause, er hätte die warnende Hand erhoben, er hätte dem Mädchen selbst den Irrweg gezeigt, der ihr ein blumiger Pfad zum Glücke schien. Was konnte er jetzt thun? Er durfte sich selbst kaum gestehen, wieviel die Eifersucht Antheil hatte an seinem Zorn.

Rode's häufige Besuche in Weslen waren in die Zeit gefallen, da Friedrich mit den Seinigen abwesend war. Seit seiner Rückkehr kam er wohl ein paarmal herüber, traf aber zufällig heute erst Arnolds neuen Hausfreund. Mit dankbarer Anerkennung hatten Clara und der Vater bei Hanaus oft ihres lieben Arztes erwähnt, dessen Behandlung der Kranken so viel Trost und ihnen so viel Zuversicht einflößte, und Arnold hatte mit so viel Wärme von seinen gediegenen Kenntnissen und seiner ehrenhaften Gesinnung gesprochen, daß Friedrich mit seinem für alles Edle offenen Sinn sich gern dem ältern Manne genähert hätte. Rode aber wollte in dem jungen Menschen durchaus nur den Junker sehen, der unter glatter Oberfläche sein hohles Wesen verbarg, und es blieb im Gespräch zwischen ihnen bei einigen kurzen, hergebrachten Redensarten. Es erbitterte ihn fast, daß er in den edeln Zügen und dem bescheidenen Wesen des Jünglings nichts entdecken konnte, was seine Meinung bestätigte.

Betroffen über den sonderbaren Ton seiner kurz-abgebrochenen Antworten, sah Clara, die unter Ella's Geplauder doch jedes Wort gehört hatte, daß die Andern

sprachen, Rode an, und bemerkte jetzt erst, daß er krank ausjah und der alte finstere Zug wieder über seinen Augen lag. Ahnungslos suchte sie nach einer Ursache seiner Unfreundlichkeit und Verstimmung.

Sie war in den letzten Wochen zutraulicher gegen ihn geworden. Wenn sie anfangs nur schweigend, aber aufmerksam seinen Gesprächen mit dem Vater zuhörte, hatte sie mit der Zeit Muth genug gewonnen, auch mit zu sprechen, und ihr selbst unbewußt war ihre Theilnahme an der Unterhaltung oft das Mittel gewesen, ihn zu größerer Wärme und Lebhaftigkeit anzuregen; ja oft hatte sie ihn aus der Welt der Wissenschaft in die Begeisterung der Poesie hinübergezogen. Wenn der Vater in Geschäften abwesend war, war es wohl oft geschehen, daß Rode mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme den Damen aus seinen Lieblingsdichtern vorgelesen, und wenn Clara's Augen in mildem Lichte schimmerten, wenn er von Freud und Leid der Liebe las, da mochte wohl zuweilen eine leise Ahnung in ihm aufsteigen, daß ihr junges Herz den Sinn seiner Worte verstand. Ach, er wußte ja nicht, daß ein schönes Jünglingsbild in diesem Herzen lebte, daß die erste Blüthe ihres Lebensfrühlings sich einem Andern erschloß, und leicht konnte er die holdselige Freundlichkeit, mit der sie dem Freunde ihrer Aeltern stets begegnete, für den Ausdruck eines wärmern Gefühls halten. — Auch der Menschenkenner verliert, wo seine persönlichen Interessen im Spiel sind, leicht das sichere Urtheil und den scharfen Blick. Gerade ihre größere Zutraulichkeit

hätte ihn überzeugen sollen, daß sie ihm gegenüber nichts zu verhüllen hatte.

Indessen hatte auch die Mutter stille Wünsche gehegt, je mehr sie in ihrem Freunde den Mann erkannte, dessen männlicher, fester Sinn ihr Bürgschaft für das Glück der leicht erregbaren Tochter zu geben schien. Clara war noch so jung, und doch mußte sie wünschen, noch ehe ihre Augen sich schlossen, das weiche Herz des Mädchens vor Verirrung geschützt zu sehen. Je unschuldiger, je argloser sie war, desto größer schien die Gefahr, daß ihre Neigung auch auf den unredlichen Gegenstand fallen könne. Clara's Mutter gehörte nicht zu den Frauen, deren Eitelkeit es zur wichtigsten Frage macht, ob die Tochter unverheirathet bleibe. Nicht diese Möglichkeit war es, was sie schreckte, sondern vielmehr die Furcht vor einer Wahl, die sie unglücklich machen könnte. Manche edlere Mutter hat sich aus diesem Grunde schon dem Verdacht jener Eitelkeit ausgesetzt, wenn man den Wunsch in ihrem Herzen errieth, diesen oder jenen geachteten Mann mit der Tochter verbunden zu sehen, wenn sie nicht immer Vorsicht oder Heuchelei genug besaß, diesen Wunsch zu verhüllen. Man ist durch Neid und Spottsucht allmählig so weit gekommen, an jede Mutter die unnatürliche Forderung zu stellen, daß es ihr vollkommen gleich sei oder wenigstens scheine, wen die Tochter heirathe, wenigstens wird es ihr übel genug ausgelegt, wenn sie die Annäherung des Einen begünstigt, die eines Andern vielleicht hindert; während man doch in jedem andern Verhältniß die Vorsorge der Aeltern löblich findet. — Es ist dies einer der vielen

Fälle, wo das Beispiel der vielen Unedeln den Edlern zwingt, mit ihnen die gleiche Maske zu tragen.

Oft hatte sich Röde das Geständniß seiner Neigung auf die Lippen gedrängt, wenn die Kranke mit banger Sorgen derer gedachte, die sie bald für diese Welt zu verlassen glaubte; aber immer hatte er es wieder auf seinen nächsten Besuch verschoben, immer wieder von Unentschlossenheit und Zweifel gequält, noch zu warten beschloßen, ob nicht irgend ein Zeichen ihm sagte, ob er hoffen dürfe. So hatte er gehofft und gewartet bis heute — und nun war Alles aus! Wie lange Clara's Täuschung dauern sollte, wer konnte ihm das sagen? Wie weit sie ging, wie tief die erste Liebe ihre Seele durchdrungen, wer durchschaute das? — Und wenn sie aus ihren Träumen auch bald erwachte, war er nicht zu stolz, sein männliches Herz einem Mädchen zu Füßen zu legen, das noch den Schmerz um eine verlorene Liebe empfand. Gewiß, es sollte Niemand errathen, was der heutige Tag ihm geraubt. Er begriff sich selbst nicht, daß er sich so weichlich den süßen Empfindungen überlassen hatte, die ihm so bitteres Leid bereiteten. Am liebsten hätte er das Haus gleich verlassen und für die Zukunft gemieden; aber wie durfte er Arnolds warme Freundschaft so undankbar zurückstoßen, das rührende Vertrauen der Kranken so grausam täuschen? — Nein, er mußte bleiben und wiederkehren, er mußte gleichgültig scheinen wo ihm die Leidenschaft die Wange erbleichen machte, er mußte ruhig scheinen, während der Schmerz seine Brust zerriß.

Friedrich und die Schwester waren nach Hause ge-

fahren. Arnold wandte sich an Rode und sprach mit Wärme von den liebenswürdigen Eigenschaften des Jünglings; seine Frau wußte viel Freundliches aus seinen Knabenjahren zu erzählen, und Clara hörte mit leuchtenden Augen zu.

Rode konnte sich während des Abends nicht so weit überwinden, mit seiner frühern Lebhaftigkeit an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Als endlich Arnold auch sein verändertes Aussehen bemerkte und ihn fragte, ob ihm nicht wohl sei, schützte er Kopfschmerz vor. Man machte ihm ernstliche Vorwürfe darüber, daß er vorher so lange in der Kälte gestanden, und er erwiderte mit gezwungenem Lächeln, daß er seiner Gesundheit schon Etwas zumuthen dürfe, empfahl sich aber früher als gewöhnlich. Er war froh, als er den theilnehmenden Fragen entflohen und allein in dem kleinen Gastzimmer war, das er so oft in der heitersten Stimmung betreten hatte, wenn die letzten Klänge von Clara's schöner Stimme noch in seiner Seele wiedertönten.

Mit dem Gefühle der Erleichterung, das wir empfinden, wenn wir unter Menschen eine heftige Gemüthsbeziehung gewaltsam niederzukämpfen mußten, und dann endlich in die Einsamkeit fliehen durften, warf sich Rode auf einen Stuhl, legte beide Arme auf den Tisch und beugte den Kopf darauf. Seine Augen hatten lange keine Thränen gekannt; unwillig hätte er vor Zeugen sie zurückgedrängt, diese bitteren Thränen des Mannes die nicht wie die Thränen der Jugend oder die Thränen der Frauen dem vollen Herzen Beruhigung schaffen,

sondern wie brennend in die Wunde fallen und die Schmerzen der Seele bis zum Aeußersten steigern.

Nicht großer, entsetzlicher Begebenheiten bedarf es, um solche Schmerzen hervorzurufen. Könnten wir in die Herzen der Menschen um uns her sehen, wie oft erblickten wir solchen Kampf der Leidenschaft, den der Stolz sorgfältig verhüllen lehrt.

## V.

## Die Gesellschaft.

Im Hofe Wehlen war heute unruhiges Treiben. Die Dienerschaft, die seit der Rückkehr der Herrschaft wieder zahlreicher geworden war, lief geschäftig hin und her. Die alte Schulz hatte lange Conferenzen mit der gnädigen Frau, und stieg, trotz ihrer Corpulenz, schneller als gewöhnlich die Treppe nach dem Erdgeschoß hinunter und wieder herauf, unten und oben freigebig mit Scheltworten um sich werfend, in welchen sie, besonders wenn sie zu den lettischen Diensthöten sprach, eine besondere Fertigkeit hatte, während sie in ihre Weisungen an den deutschen Koch und die Diener einige herablassende Scherze einfließen ließ. Begegnete sie aber auf ihrer Geschäftsreise durch die Zimmer Friedrich oder einem der beiden Fräulein, so nahm das kugelrunde Gesicht den Ausdruck mütterlicher Ueberlegenheit an, mit der sie besonders auf Ella's neckende Fragen in einer Weise antwortete, wie man sie mit Lieblingskindern hat, denen es nicht gut ist, Alles zu wissen. Mit der wichtigen

Miene eines Ministers, der das Cabinet seines Souverains verläßt, ging sie dann wieder ihres Weges.

Unterdessen hatte die Kammerjungfer die Einrichtung der Fremdenzimmer zu besorgen, die mit dem so rasch steigenden Luxus den Gästen die möglichste Bequemlichkeit bieten sollten. Frisch gewaschen und geplättet war die feinste Wäsche, noch aus der Aussteuer der Hausfrau, ausgebreitet; buntfarbige seidene Decken, manche aus den kostbarsten Staatsroben der Groß- und Urgroßmutter gefertigt, lagen zur Auswahl da. Mit der im langen Dienste ausgebildeten Feinheit wußte die bewährte Dienerin für jeden erwarteten Gast das Passendste auszuwählen, und nach dem Grade der Verwandtschaft, oder der Vornehmheit, oder des Reichthums der Gäste das Zimmer auszustatten.

Frau von Sassen war mit ihrem Manne schon einen Tag früher gekommen und hatte mit der Schwägerin ernstlich darüber berathen, welche Gäste zusammen einzuquartiren wären, und welchen man das Vorrecht zugestehen könne, ein Zimmer allein einzunehmen. Nach genauer Berechnung ergab sich's, daß man nur der Gräfin Neuborf dies Zugeständniß machen könne, weil die Zahl der Geladenen diesmal zu groß war. Mit besonderer Sorgfalt wurde ein Zimmer für diese Dame eingerichtet. Frau von Hanau wünschte ihr zu zeigen, daß wenn sie in den Bädern nicht an Eleganz mit ihr gewetteifert, dies keineswegs aus Mangel an Geschmack, oder wohl gar aus Mangel an Mitteln unterblieben sei. Sie konnte in ihrem Hause mit einigem Stolz auf den soliden Reichthum einer Einrichtung



blicken, die von mehreren Generationen der Familie mit mancherlei kostbarem Geräth vervollständigt worden, das der neueste Geschmack als alterthümlich mit besonderer Ehrfurcht hervorholte.

Die beiden Töchter des Hauses befanden sich in der eigenthümlichen Unruhe, die durch solche festliche Vorbereitungen hervorgerufen wird. Von eigener Thätigkeit durch die zahlreiche Dienerschaft ausgeschlossen, versuchten sie zwar ihre gewohnten Beschäftigungen: Klavierspielen, Lesen oder Zeichnen, vorzunehmen; aber es wollte damit nicht gehen. Die heitere Tante hatte heute auch nicht Ruhe genug, in ihrer Gesellschaft zu sitzen. Nachdem sie sich hatte zeigen lassen, was die Nichten Schönes für ihre Toilette vom Auslande mitgebracht, bestimmte sie, was davon am besten für die Gesellschaft paßte, die sich eben versammeln sollte. Es mußte die feine Grenze eleganter Einfachheit festgehalten, dabei aber doch Nichts vergessen werden, was die beiden hübschen jungen Mädchen am vortheilhaftesten erscheinen lassen konnte. Adelheid nahm die Belehrungen der Tante mit gebührendem Ernste auf, während Ella es nicht lassen konnte, Manches in denselben recht komisch zu finden und der Tante, deren entschiedener Liebling sie war, ihre Bedenklichkeiten auf die possierlichste Weise zu äußern.

Frau von Sassen fand das kecke, originelle Wesen ganz gut für das eben erwachsene Mädchen, das im Hause der Aeltern noch das Privilegium der Naivetät eines verzogenen Kindes hatte. Das mußte einen piquanten Eindruck machen. Später würde die Gesellschaft schon die nöthige Politur geben, dachte sie.

Friedrich wußte nicht recht, ob er sich über die Versammlung so zahlreicher Gäste freuen sollte oder nicht. Zwar hatte die Rundreise zu den Verwandten schon einige Wirkung auf ihn gehabt, indem sie ihm einigermaßen die Scheu vor größern Gesellschaften genommen, die er noch aus der Erziehungsanstalt mitgebracht; aber er fühlte sich doch noch so unsicher in seinem Benehmen, und besonders im Verkehr mit dem jüngern Theil der Gesellschaft so schwerfällig vernünftig, daß er sich viel lieber zu den ältern Herren und Damen hielt. Jetzt sollten nun zu dem Kreise, den er schon kannte, noch mehrere fremde Personen kommen, mehrere junge Leute, denen er, obgleich sie älter waren, als Sohn des Hauses doch die Honneurs zu machen hatte. Das Alles beengte ihn, und nahm ihm die der Jugend natürliche Freude an Allem was festlich ist. Nur an das Vergnügen der Jagd dachte er mit ungetrübtem Wohlgefallen und zeigte sich höchst eifrig bei allen Anordnungen, mit denen ihn der Vater beauftragte.

Herr von Hanau nahm im Ganzen am wenigsten Antheil an der allgemeinen Thätigkeit. Er wußte, daß der Haushalt in der besten Ordnung war, daß seine Frau das Repräsentiren vortrefflich verstand und ihn höchstens bei der Wahl der Weine zu Rathe zog. Förster und Buschwächter hatten die nöthigen Weisungen erhalten; so konnte er denn mit vollkommener Gemüthsruhe der Ankunft der Gäste entgegensehen, die für seine ächt nordische Gastfreundschaft nie zu zahlreich wurden.

Es ist ein schönes Erbtheil aus patriarchalischen Zeiten, diese noch ziemlich allgemein bei uns herrschende

Gastfreundschaft. In den Schlössern der Reichen, wie in den bescheidenen Wohnungen der Prediger fehlt es an den sogenannten Gastzimmern nicht leicht, die, zahlreich oder nicht, doch immer mit Freuden geöffnet werden. Die wenigen und kleinen Städte Kurlands sind nicht geeignet, der Schauplatz öffentlicher Geselligkeit zu werden. Dadurch wird vielleicht noch lange die gemüthliche Gewohnheit aufrecht erhalten werden, die Freunde und Bekannten in ihren eigenen Häusern aufzusuchen, da man auf andere Weise nicht Aussicht hat, sie oft zu sehen. Diese Gewohnheit ist ein freundlicher Ersatz für die größere Anregung, die durch lebhaften öffentlichen Verkehr gewonnen werden könnte, und wir werden uns ihrer noch manches Jahr freuen können, bis auch durch unsere Fluren keuchende Eisenbahnzüge ihre fliegende Bevölkerung von Ort zu Ort jagen.

Nachmittags waren alle Vorbereitungen vollendet. Eine wohlthuende Wärme in den hellen Zimmern spottete des unfreundlichen Wetters draußen. Bedenklich sahen Vater und Sohn oft nach dem Thermometer. Leicht konnte die Jagd durch zu strengen Frost vereitelt werden. — Zufrieden ging Frau von Hanau noch einmal durch alle Gastzimmer. In dem Zimmer der Gräfin fehlte noch ein Schreibzeug. Es wurde herbeigeholt, obgleich man ziemlich sicher war, daß sie nicht schreiben würde.

In zierlichen Hauskleidern kamen die Töchter aus ihrem Zimmer. Friedrich hätte gar zu gern von Ella, die heute im Pastorat gewesen, erfahren, ob Arnolds versprochen, in diesen Tagen herüberzukommen, wozu sie nach alter Gewohnheit, wenn Gesellschaft war, immer

aufgefordert wurden. Er sann lange darüber nach, wie er die schwierige Frage einkleiden sollte.

„Mit welchem Pferde warst du heute ausgefahren?“ fragte er endlich, sehr weit ausholend.

„Mit dem Braunen!“ antwortete Ella, und Friedrich war so weit wie er gewesen.

„Warum fuhrst du denn so in aller Stille dahin, daß dich Niemand gesehen?“

„In aller Stille? Papa hat mich doch selbst geschickt, Arnolds einzuladen.“

„Werden sie kommen?“ fragte Friedrich mit so gleichgültigem Ton als möglich, und sah zum Fenster hinaus.

„Vielleicht kommt Clara mit dem Vater übermorgen; heute war die Pastorin wieder recht unwohl.“

„Übermorgen erst!“ dachte Friedrich, und der morgende Tag drohte mit entsetzlicher Länge. Die Jagd war sein einziger Trost, da brauchte er doch wenigstens nicht stille zu sitzen, was er seit einiger Zeit ganz gelernt hatte. Die Schwestern theilten ihm ihren Wunsch mit, am morgenden Abend zu tanzen. Das war freilich auch Bewegung; aber tanzen ohne Clara, das schien ihm gar zu barbarisch. Er hoffte noch, man würde zu müde von der Jagd sein.

Es dämmerte schon. Ella saß am Klavier und spielte eine hinreißende Polka nach der andern. Endlich hörte man Schlittenglocken. Es war Herr von Dahlen mit seinem Sohn, einem jungen Flottenoffizier, in kleinen, leichten Schlitten. Es dauerte eine Weile, bis die schwerbepelzten Herren sich aller Hüllen entledigt hatten und, nach flüchtiger Revision von Haar und

Schnurrbart die Damen im Saal begrüßen konnten. Neben dem treuherzigen Alten mit weißen, buschigen Augenbrauen und etwas gekrümmtem Rücken, erschien der junge Mann mit seinem heitern Gesicht und der kräftigen und doch schlanken Gestalt sehr zu seinem Vortheil. Mit dem Handfuß, den alte Bekanntschaft noch gestattet, denn Ohlsens waren nahe Nachbarn, begrüßte der Sohn die ältern Damen, und mit herzlichem Händedruck die beiden Töchter, die er mit sichtbar angenehmer Ueberraschung so groß und hübsch geworden wiederfand. Friedrich war mit dem Vater schon bei ihm gewesen, und das freie, offene Wesen des Seemanns hatte ihn zutraulich gemacht. Er fühlte einige Sicherheit in sich, als der Gast, nach einer kurzen Unterhaltung mit den Damen, vertraulich seinen Arm faßte und, im Saale auf- und niedergehend, von einer kürzlich mitgemachten Jagd erzählte, auf welcher die Hasen ganz absonderliche Kriegskisten sollten gebraucht haben.

Unterdessen fuhr ein Schlitten nach dem andern vor. Dicht verummte Damen wurden in die Gastzimmer geführt, geschäftige Kammerjungfern liefen hinterher, schwere Koffer wurden nachgeschleppt. Im obern Stockwerk, wo die Herren logiren sollten, wurde es noch lauter. Mit schweren Pelztiefeln ging es in dröhnenden Schritten die Treppen hinauf. Hier wurde ein Freund begrüßt, dort ein Diener gerufen, dazwischen auf das kalte Wetter gescholten. Wohl eingewickelte Flinten waren der Gegenstand der größten Sorgfalt, ihnen wurde zuerst ein passender Ruheort gesucht; darauf sah man sich nach den Mantelsäcken um. In wenig Augen-

blicken enthielten die vorher so schön aufgeräumten Zimmer ein wahres Chaos von den verschiedensten Kleidungsstücken; alle Tische und Stühle waren damit bedeckt. Herr von Hanau ging von einer Gruppe der Herren zur andern, um sich zu überzeugen, ob auch alle Geladenen gekommen waren. Lautes Reden und Lachen schallte durcheinander.

Zuletzt erschienen die Herren aus Mitau und brachten die Nachricht, die Gräfin Neudorf werde erst am folgenden Tage kommen, womit man eigentlich recht zufrieden war. Der erste Tag sollte der Jagd ganz und gar geweiht sein; der zweite aber konnte als ein Ruhetag die ganze Gesellschaft um die Gräfin versammeln.

Nach möglichst schnell gemachter Toilette hatten sich die Damen bereits um den Theetisch gesetzt, an welchem Adelheid mit vielem Anstande ihres Amtes wartete. Ella sollte eigentlich auch helfen; aber sie hatte noch so viel mit den angekommenen jungen Mädchen zu sprechen, daß sie wenig dazu kam. Bald darauf erschien die ganze Herrengesellschaft, und man hörte nichts als fröhliches Geplauder. Die Meisten hatten Hanaus schon auf ihrer Herbstreise gesehen, und man knüpfte das Gespräch leicht wieder an damals Erlebtes und Besprochenes.

Der muntere junge Flottenoffizier war Allen eine willkommene Erscheinung; es wurden viel alte Bekanntschaften erneuert, und die jungen Mädchen, die er als Kinder gesehen, mußten sich schon gefallen lassen, ohne viel Ceremonie von ihm behandelt zu werden.

„Ich erinnere mich, Fräulein Ella“, sagte er, sich

zu dieser wendend, „daß ich Sie als Kind sehr oft in Gesellschaft eines hübschen kleinen Mädchens gesehen habe. Es war, glaube ich, die Tochter des Pastors. Ist sie noch bei den Aeltern?“

„O ja“, antwortete Ella, „wir sehen uns sehr oft, und sie ist meine liebste Freundin. Sie werden nur sehen, wie hübsch sie jetzt ist!“ setzte sie triumphirend hinzu. „Uebermorgen kommt sie auch her.“

„Ich habe auch von ihr gehört“, fiel ein junger Assessor aus N. ein. „Man sagt, unser Doktor Rode fahre nicht umsonst jede Woche einmal dorthin.“

„Doktor Rode?“ fragte Dhlfen rasch. „Ist's vielleicht derselbe, der als Arzt auf der Flotte gedient hat?“

„Ich glaube ja“, erwiderte der Assessor.

„Ist das möglich!“ rief Dhlfen erfreut. „Den muß ich sehen! Ich wußte wohl, daß er eine Stelle in Kurland angenommen, ahnte aber nicht, daß es in unserer Nähe sei. Das freut mich wirklich sehr. Wir sind längere Zeit auf einem Schiffe gewesen. Er wurde von allen Offizieren sehr geliebt. Später wurde er nach dem schwarzen Meer versetzt, und zuletzt soll er, wie ich von Augenzeugen gehört habe, mit heldenmüthiger Aufopferung in den Lazarethen der Krim bis ans Ende des Krieges gewirkt haben. Ich muß ihn doch aus wiedersehen!“

„Vielleicht kann ich Ihnen zu dem Vergnügen helfen“, fiel Herr von Hanau ein, der das Gespräch gehört hatte; „ich werde gleich ins Pastorat schicken und den Pastor bitten lassen, den Doktor mitzubringen, wenn er in diesen Tagen kommen sollte. Ich würde mich selbst

freuen, ihn kennen zu lernen, und vielleicht können wir dann in noch nähere Verbindung treten, da unser alter Doktor S. wohl sehr wenig Vertrauensinßößendes hat. Doktor Rode behandelt unsere Pastorin, und man ist sehr eingenommen von ihm.“

„Nun, wenn die Tochter guten Geschmack hat, wird sie auch Gefallen an ihm finden“, sagte Dhlfen. „Das würde mich sehr freuen.“

Friedrich hatte, zur Seite stehend, das Gespräch mit angehört, das ihm die Gluth ins Gesicht trieb und sein Herz fast stocken machte. Das war ihm noch garnicht eingefallen, und das finstere, zurückstoßende Wesen, das er an dem Manne gefunden, stimmte wenig zu Dhlfen's Enthusiasmus. Dennoch beunruhigte ihn die gehörte Bemerkung, und er würde sich vielleicht an diesem Abend recht unglücklich gefühlt haben — wenn er sich nicht so sehr auf die Jagd gefreut hätte. Er sollte morgen die neue Flinte versuchen, die ihm der Vater kürzlich geschenkt hatte; das mußte auch den Kummervollsten erheitern.

Der Abend verging in lebhafter Unterhaltung. Der folgende Morgen brachte milderes Wetter und ungestörtes Jagdvergnügen. Sobald es hell wurde, brach das ganze Jägercorps wohl ausgerüstet auf. Reichliche Borräthe an Butterbröden und Wein folgten im besondern Schlittchen.

Unterdessen richteten sich die Damen so gemüthlich als möglich ein; man musicirte, man las, man theilte sich in mehrere kleinere Gruppen. Mehrere Paare junger Mädchen, Freundinnen im engern Sinne, gingen stunden-

lang auf und nieder. Hier hatten sich zwei achtzehnjährige Philosophinnen ihre Ansichten und Lebenserfahrungen mit ernster Miene mitzutheilen; dort waren zwei Andere in einem lebhaften Streit über religiöse Fragen begriffen, denn sie waren vor nicht langer Zeit confirmirt worden. Ein drittes Paar schwärmte für einen neuen Roman und beurtheilte den Charakter des Helden mit großer Menschenkenntniß. Die Meisten aber rückten, auf die heiligsten Bethuerungen der Verschwiegenheit mit irgend einer kleinen Herzensangelegenheit heraus. War man bis zu diesem Punkt gekommen, so suchte man wohl auch irgend einen Winkel, um die Details gründlicher besprechen zu können.

Die ältern Damen ermangelten auch nicht des Stoffes zur Unterhaltung. Diejenigen unter ihnen, welche noch unerzogene Kinder hatten, sprachen sehr viel über die Lehrer und Lehrerinnen derselben, über deren Methode, über den eigenen Antheil an der Erziehung, auch wohl über die Schwierigkeit, Personen zu finden, die sich wirklich mit Leib und Seele diesem Geschäft widmeten, und bei vielen Kenntnissen, vortrefflichem Charakter und einnehmenden Formen auch so viel Liebe für die Kinder hätten, daß sie, ohne dieselben anzustrengen, besonders aber ohne jemals ungeduldig zu werden, ihnen über die schweren Schuljahre möglichst heiter und spielend hinweghelfen könnten, und nur für die lieben Kleinen lebten, was man natürlich von den Aeltern nicht verlangen könne, die so viel ernste Pflichten gegen die Gesellschaft zu erfüllen hätten. Von diesem Thema ging man auf die im Haushalt nöthigen Personen

über, und besprach sie stufenweise bis zu der untergeordnetsten.

Mit Lebhaftigkeit wurden die Tagesfragen der Gesellschaft von denen behandelt, die erwachsene Töchter hatten und einige Wintermonate in der Stadt zubringen beabsichtigten. Frau von Sassen wußte über Alles Auskunft zu geben; sie kannte die Aussichten für den Winter ganz genau. Mit Eifer sprach sie dafür, daß die Wehlenschen mit den Töchtern und dem Sohne zur Stadt kämen.

„Die Mädchen sind gerade in dem rechten Alter“, sagte sie, „und wenn Friedrich auch noch zu jung ist, um Visiten zu machen und selbständig aufzutreten, wird er doch gewiß überall als Tänzer willkommen sein. Junge Leute mit feinen Aussichten sind selten, und Friedrich's Persönlichkeit verspricht außerdem recht viel. Es werden sich Damen genug finden, die seine Erziehung werden vollenden wollen, und er wird bald das schüchternen Wesen verlieren, das ihn jetzt noch hindert, sich von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Ich werde noch mit der Zeit recht stolz auf meinen Neffen werden.“

Frau von Hanau hörte mit Wohlgefallen diese Prophezeihungen, und unter den andern Damen war manche, die in der Stille berechnete, welche von ihren Töchtern wohl dem Alter nach am besten zur künftigen Frau des jungen Mannes paßte.

So kam die Stunde herbei, da man Toilette machen mußte. Geschäftig hatten die Kammerjungfern unterdessen Alles geordnet. Wegen der späten Rückkehr der Jäger war die Essensstunde auf fünf Uhr verlegt

worden. Eine Stunde früher hörte man die Herren wieder hinaufpoltern; eilig rannten die Diener hin und her; es verbreiteten sich allerlei Gerüchte über Treffen und Fehlen, Jägerglück und Jägerunglück, während oben mit Leidenschaft über dies Thema gestritten wurde.

Da fuhr ein verdeckter Schlitten vor; es war die Gräfin Neudorf. Frau von Hanau sah sich nach ihrem Manne um; sie hätte gewünscht, daß er sie empfinde. Er war aber bei seinen Gästen, und sie ging also allein ins Vorzimmer, der Angekommenen entgegen.

„Es freut mich wirklich sehr, liebe Gräfin“, sagte die Hausfrau, indem sie die Eintretende begrüßte, „daß Sie sich nicht haben abschrecken lassen, in dieser Jahreszeit eine Fahrt aufs Land zu machen.“

„Sie können das wirklich als einen Beweis meiner Freundschaft für Sie ansehen“, erwiderte die Gräfin. „Ich kann mich nicht erinnern, jemals im Winter auf dem Lande gewesen zu sein, und glaubte wirklich schon heute garnicht mehr anzukommen, da die Fahrt so lange dauerte.“

Während die Gräfin noch von den Beschwerden der Reise erzählte, legte sie den kostbaren Pelz und die vielen weichen und zarten Hüllen ab, mit denen die heutige Mode sich gegen die Kälte zu schützen erlaubt, oder ließ sich vielmehr mit vornehmer Passivität dieselben abnehmen, und dann in das für sie bereitete Zimmer führen, um Toilette zu machen.

Unterdessen waren die Jäger heruntergekommen und ließen sich jetzt von den Damen mit gebührender Geduld über allerlei Jagderlebnisse nekken; die allgemeine Erwartung

aber war auf das Erscheinen der Gräfin gespannt. Die Wenigen, die sie kannten, fühlten sich den Andern gegenüber gehoben. Neugierig wandten sich die Blicke der Gesellschaft oft nach der Seite der Gastzimmer. Endlich erschien, in eine Fülle von dunklem Seidenstoff gehüllt, eine Gestalt, deren natürliche Formen unter der unermesslichen Faltenmasse nur annäherungsweise zu errathen waren. Nach dem feinen Gesichte aber und den sehr kleinen Händen konnte man auf eine zarte Körperbildung schließen. Blondes Haar umgab in künstlich verschlungenen Massen den feinen Kopf, und Sammettschleifen mit blitzenden Nadeln schlossen sich im Nacken an diese Fülle.

Mit vertraulichem Neigen des Kopfes erwiderte die Gräfin die Begrüßung der Töchter des Hauses, die sie schon kannte, und empfing mit bezauberndem Lächeln den Hausherrn, der ihr jetzt vorgestellt wurde; denn er war nicht mit den Seinigen in Marienbad gewesen. Darauf näherten sich auch die hier anwesenden Glieder ihres engern Kreises in der Stadt, und wurden durch ein paar nachlässig hingeworfene Scherze, oder einige der übrigen Gesellschaft unverständliche Anspielungen als solche anerkannt, während sie das an einem Armband hängende Lognon sehr ungenirt über die übrige Gesellschaft streifen ließ, in welcher sie noch einige entferntere Bekannte fand, die sie darauf höflich begrüßte. Der Reihe nach wurden ihr auch die Uebrigen flüchtig vorgestellt. Das Diner war bereit.

„Wer ist der bildhübsche junge Mensch am andern Ende der Tafel?“ fragte die Gräfin bei Tische, auf Friedrich weisend.

„Mein Sohn“, erwiderte Frau von Hanau, vor Vergnügen erröthend. „Sie werden mir nach Tische erlauben, auch ihn vorzustellen. Er ist noch sehr jung und etwas blöde; das entschuldigt ihn wohl, wenn er sich Ihnen bis jetzt noch nicht genähert.“

Friedrich war auf der Jagd glücklich gewesen; das merkte man seinem heitern Blick, seiner lebhaften Unterhaltung an. Neben ihm saß der junge Ohlsen. Beide fanden an der gegenüberstehenden Ella die aufmerksamste Zuhörerin. Die nächsten Tischnachbarn stimmten in den fröhlichen Ton ein, und bald wurden sie von der übrigen Gesellschaft um ihre Fröhlichkeit beneidet. Mit Widerstreben ließ sich Friedrich nach Tische von seiner Mutter der Gräfin vorstellen, und hoffte mit einer Verbeugung loszukommen. Sie aber hatte so viel Fragen für ihn, und hörte mit so viel Aufmerksamkeit auf seine Antworten, daß er sich unvermerkt selbst männlicher erschien, als sonst im Umgange mit Damen. Es schmeichelte ihm, sich von ihr den andern Männern gleich gestellt zu sehen, und als ihn die Tante bald darauf fragte, wie ihm die Gräfin gefalle, sprach er mit Feuer von ihrem ausgezeichneten Aeußern. Den jungen Mädchen näherte er sich nicht viel, keine konnte sich an Anmuth mit Clara vergleichen. Diese Frau aber war ein so ganz verschiedenes Wesen; ihre Unterhaltung mußte jedenfalls interessant sein.

Der Abend verging in lauter Fröhlichkeit und schneller als Friedrich gestern gefürchtet hatte. Man tanzte, und es wurde ihm garnicht besonders schwer mitzutanzten. Die Gräfin war heute zu müde. Sie lag in einem

Lehnstuhl, spielte mit ihrem Borgnon und wandte nur zuweilen den Kopf auf die Seite, wenn einer ihrer Besucher sich bemühte, ihr ein Lächeln abzugewinnen. Zuweilen gelang das; aber ein demüthigendes Gähnen, das sie sich nicht immer zu verbergen bemühte, verwundete auch wieder das Selbstgefühl dieses Herrn. Dennoch wurde der Sitz neben ihrem Lehnstuhl nicht leer; die Damen aber näherten sich wenig, und prüften sie vorläufig erst mit den Augen. Sie kam stundenlang nicht aus der nachlässigen, liegenden Stellung; nur für den Hausherrn hatte sie eine etwas veränderte Haltung und für Friedrich immer einen freundlichen Blick.

Am folgenden Morgen erschienen die Damen etwas spät in zierlichster Morgentleibung, die Gräfin zuletzt, aber mit dem besten Willen, liebenswürdig zu sein. Sie ließ sich auch mit denjenigen Damen, die sie gestern übersehen hatte, in Unterhaltung ein, und diese hörten mit Andacht auf die Orakelsprüche der Mode und des feinen Tons.

Die Gräfin war die Tochter eines Kurländers, der als russischer General größtentheils in Petersburg lebte. Dort hatte sie auch Graf Neuborf, der in der Garde diente, als gefeierte Schönheit kennen gelernt. Sein großes Vermögen ließ seine harmlose Persönlichkeit bedeutender erscheinen, die Aeltern der jungen Dame begünstigten seine Bewerbung, und sie ward als seine Gemahlin in den glänzenden Kreisen der Residenz noch mehr gefeiert als vorher. Der Graf nahm nach ein paar Jahren seinen Abschied, zunächst um eine Reise ins Ausland zu machen. Man hielt sich längere Zeit in

verschiedenen europäischen Hauptstädten auf. Mit der Petersburger Gesellschaft verglichen, erschienen auch die glänzendsten Kreise in Berlin und Wien schwerfällig; erst in Paris fand die Gräfin in erhöhtem Maßstabe, was sie in ihrer Heimath gekannt hatte.

Mit der von ihrer slavischen Mutter ihr angeerbten Leichtigkeit, die Formen fremder Nationalitäten anzunehmen, mit einer Gewandtheit in der französischen Sprache, wie sie unter den Ausländern fast nur den Russen und Polen möglich wird, war sie bald durch die Geschmeidigkeit ihres ganzen Wesens vollkommen eingebürgert in der eleganten Gesellschaft. Ihr Gemahl, der auch für sich in Paris alle Hülfquellen fand, um die von keinem Geschäft ausgefüllten Tage zu verkürzen, hatte die Befriedigung, die so vielen Chemännern der vornehmen Welt genügt, seine Frau allgemein bewundert und gesucht zu sehen.

Die etwas geschwächte Gesundheit der Gräfin machte es endlich nöthig, die deutschen Bäder zu besuchen. Von hier aus wollte der Graf für einige Zeit auf seine Güter in Kurland, die er seit Jahren nicht gesehen. Seine Gemahlin begleitete ihn, und fand wider ihre Erwartung, daß man auch hier wohl die Elemente zur fashionablen Gesellschaft finden könne; denn mit angeborener Leichtigkeit weiß der Kurländer im Allgemeinen die Formen der feinen Welt anzunehmen. Da viele Glieder kurischer Familien durch ihre Stellung im russischen Staatsdienst den höchsten Kreisen angehören, als Diplomaten in Sendungen an fremde Höfe, als hochgestellte Militärpersonen in der russischen Residenz, an

der Quelle höfische Sitte schöpfen, und diese durch weitverzweigte Familienverbindungen auch in die Provinz leiten, so geschieht es wohl, daß an Glätte und Gewandtheit mancher Kurländer mit dem vornehmsten Großstädter wetteifern kann, und manche Kurländerin ihr angeborenes Hofdamentalent auch in den engern Zirkeln der Provinz ausbildet.

Das Haus, das der Graf in Mitau besaß, zeugte von solidem Reichthum, und es war nicht schwer, die innere Einrichtung zu modernisiren. Das Wohngebäude des Hauptgutes war stattlich genug, um der Gräfin Lust zu machen, auch einmal die Rolle einer Edelbame auf dem Lande zu spielen. Man hatte einige Wochen im Herbst damit zugebracht, für den nächsten Sommer allerlei Anordnungen auf dem Gute zu machen; unterdessen war die Wohnung in der Stadt in Stand gesetzt, und die Gräfin konnte im Winter ihre Salons öffnen, ohne die Beforgniß, daß man andere Mängel an denselben finden werde, als die durch die lange Abwesenheit der Besitzer erkärten.

Schon hatte sich dort ein Kreis um die schöne Frau gebildet. In Kurland geboren und erzogen, war der Graf bald wieder heimisch in den gewohnten Verhältnissen, und sah mit Vergnügen der Gelegenheit entgegen, seine Gemahlin auch hier wieder eine glänzende Rolle spielen zu sehen.

Die Neuheit des Schauplatzes der Geselligkeit hatte die Gräfin nach Wehlen gelockt; ihr Gemahl war unterdessen auf die Güter gefahren. Sie war vollkommen disponirt, sich zu amüsiren.



Frau von Hanau fühlte sich geschmeichelt durch das Interesse, das die Gräfin für die Einrichtung ihres Hauses zeigte, als sie von ihr gebeten wurde, sie mit derselben bekannt zu machen, damit sie für den nächsten Sommer auf ihrem Gute den Maßstab des Nöthigen habe. Die Unerfahrenheit der vielgereisten Welt dame war bald ein Gegenstand scherzhafter Unterhaltung mit der ganzen Damengesellschaft, die schon anfang die Gräfin sehr liebenswürdig zu finden, als sie ihr durch die Erscheinung der Herren wieder entrückt wurde.

Diese hatten den Morgen in ihren Zimmern, theils am Kartentische, theils mit der Cigarre im Munde behaglich auf den Divans des größern Versammlungszimmers gelagert, plaudernd zugebracht, und Friedrich hatte an dem Morgen vielfache Gelegenheit gehabt, bedeutende Fortschritte in der Kenntniß vaterländischer Anschauungsweise zu machen. Die jüngern Herren besannen sich endlich auf die Nothwendigkeit, Toilette zu machen. Dies geschah mit vieler Sorgfalt. Die reisenden Fortschritte der Civilisation, die Windesschnelle, mit der ein Modenjournal in unsern Tagen über ganz Europa fliegen kann, der gesteigerte Ehrgeiz der Schneiderwelt, Alles trägt dazu bei, die schlanken Gestalten unserer jungen Kurländer würdig zu machen, jeden Salon einer europäischen Hauptstadt zu zieren; ja es würden sich sogar Einige finden, deren orientalische Ruhe auf dem Divan eines Pascha eine gute Figur machte, oder die mit amerikanischer Grazie die Füße auf einen Tisch zu legen wüßten.

Mit Wohlgefallen musterte auch die Gräfin die

Schaar der jungen Männer, die sich jetzt im Saal zu den verschiedenen Gruppen der Damen wandten. Friedrich stand als Zuschauer noch bescheiden im Hintergrunde.

„Herr von Hanau“, rief ihm die Gräfin zu, „ich höre, Sie begleiten die Ihrigen für die Saison nach Mitau. Ich lade Sie zu meinem ersten Balle ein. Wie ich höre, haben Sie noch nie einen wirklichen Ball besucht. Wie beneide ich Sie darum!“ setzte sie seufzend hinzu; „es geht doch Nichts über das Vergnügen eines ersten Balles!“

Friedrich näherte sich, um für die frühzeitige Einladung zu danken, und die Gräfin fuhr fort, mit Begeisterung von den ersten Eindrücken zu sprechen, mit welchen die große Welt ein junges Herz entzückt. Ihre schönen Augen nahmen dabei oft einen wahrhaft schwärmerischen Ausdruck an, und sie freute sich unendlich, wie sie sagte, Friedrich die Pforten dieses Paradieses zu öffnen.

Sie machte darauf der Gesellschaft, oder vielmehr dem kleinen Kreise, der ihren Stuhl umgab, eine glänzende Schilderung der feenhaften Feste, an denen sie auf ihren Reisen Theil genommen hatte, und wußte, ohne den Anschein der Prahlerei, doch einfließen zu lassen, wie sie überall in den hohen und höchsten Kreisen keine unbedeutende Rolle gespielt habe.

Eine schimmernde Welt öffnete sich vor Friedrich's Phantasie; der Kreis, in dem sich seine Jugend bewegt hatte, erschien ihm beschränkt und kleinlich, seine bisherigen Interessen pedantisch, seine eigene Schüchternheit linkische Unbeholfenheit. Mit Neid sah er die Gewandtheit der andern jungen Leute und die Leichtigkeit, mit

welcher sie über die verschiedensten Gegenstände der Unterhaltung dahinglitten. Er wunderte sich, daß die durch so vielfache Huldigungen verwöhnte Frau noch so oft das Wort an ihn richtete. Jede Antwort, die er ihr gab, erschien ihm schwerfällig oder albern; er kam sich wie ein Schuljunge vor. Dennoch war Etwas in ihrem Betragen gegen ihn, was ihm wieder Muth machte und seinen Ehrgeiz weckte.

Unter den jungen Leuten waren indessen auch Einige, die sich der Gräfin nicht näherten, unter ihnen Dhlßen, der es vorzog, die jungen Mädchen zu necken und, wenn er sie geärgert hatte, auf seine gutmüthige Weise wieder zu versöhnen. Besonders gern quälte er Ella, die sogar einmal mit glühenden Wangen und funkelnden Augen aufsprang und ihm drohte, nie wieder mit ihm zu sprechen. Bald darauf aber bat er wieder so treuherzig um die erste Française für den Abend, daß sie ihm verzeihen mußte. Sie hatten auch allerlei Geschäfte zusammen. Ella hatte ihm zu Gefallen einen Boten ins Pastorat geschickt, um Nachrichten über Rode's Anwesenheit einzuziehen. Als nun ein Billetchen von Clara kam, mit der Antwort, daß Rode zwar im Pastorat sei, aber noch nicht wisse, ob er sie und den Vater werde nach Wehlen begleiten können, beschloß Dhlßen, selbst hinüberzufahren, um ihn dazu zu bewegen. Er rief Friedrich bei Seite, um ihm den Vorschlag zu machen, mit ihm zu fahren, und fand ihn sogleich bereit.

Rode hatte unterdessen von Dhlßen's Besuch in Wehlen gehört, war aber doch wenig geneigt, ihn in großer Gesellschaft aufzusuchen, so gern er den jungen

Mann, den auch er liebgewonnen hatte, wiedergesehen hätte. Seit jenem Tage, da er die Gewißheit gewonnen, daß Clara's Neigung ihm nicht gehöre, waren die schroffen Seiten seines Wesens wieder mehr hervorgetreten, und er vermied jeden Umgang, der ihm nicht durch seinen ärztlichen Beruf aufgezwungen wurde. Auch im Pastorat machte er seitdem nur kürzere Besuche, und wenn auch seine Theilnahme für die Kranke dieselbe blieb, so entging es dieser doch nicht, daß eine gewisse Trauer in seinem Ton lag, wenn er sie jetzt zu trösten und zu ermutigen suchte. Clara aber war recht betrübt, daß er sie jetzt fast nicht mehr zu bemerken schien, und besann sich vergeblich, wodurch sie ihn könnte beleidigt haben. Sie versuchte ein paarmal, nach alter Art eine Unterhaltung anzuknüpfen, die er aber fast unhöflich wieder abbrach. Sie wäre gewiß zu stolz gewesen, sich noch weiter um ihn zu bemühen, wenn nicht die Mutter die Aeußerung gemacht hätte, er müsse einen Kummer haben, da er so verstimmt sei.

Arnold bemerkte die Veränderung am wenigsten, da die Unterhaltungen der Männer selten die Seite des Gemüths berührten. Wenn er den Gast bat, noch länger zu bleiben, entschuldigte sich dieser mit der Menge der Kranken.

Auch heute wollte er bald wieder fort, als Dhlßen und Friedrich kamen. Der Erstere war so herzlich erfreut über das Wiedersehen, er bestürmte den alten Freund mit einer solchen Menge von Fragen über die Erlebnisse der letzten Jahre, er bat ihn so dringend, die Einladung des Herrn von Hanau, die durch Friedrich wieder-

holt wurde, nicht zurückzuweisen, damit sie Zeit hätten, sich mit einander auszusprechen, daß Rode endlich zusagte. Er mochte sich's selbst nicht gestehen, daß er selbstquälerisch sich fast der Gelegenheit freute, zu beobachten, wie weit Clara's Neigung für Friedrich sie verblendet habe, wie weit dieser selbst von seiner Liebe beherrscht werde. Denn er mußte sich aufs Neue mit Schmerz gestehen, daß diese beiden Menschen in Jugend und Anmuth von der Natur selbst für einander bestimmt schienen.

Mit Lebhaftigkeit sprach Friedrich mit Clara von den geselligen Freuden, die ihrer warteten, von Ella's Ungebuld, die Freundin bei sich zu haben; er legte so unverholen seinen eigenen Wunsch an den Tag, sie so bald als möglich in der Gesellschaft zu sehen, daß Clara's Augen vor Freuden glänzten und ihre Wangen glühten. Ohlsen sprach seine Bewunderung halblaut gegen Rode aus, und als dieser Nichts darauf erwiderte, schien ihm das Gerücht bestätigt, von dem man ihm in Wehlen gesagt hatte.

Die beiden jungen Leute fuhren zurück; am Abend versprach Arnold mit der Tochter und seinem Gast zu kommen.

Die Zimmer waren schon erleuchtet, die ganze Gesellschaft wogte durch einander. Lautes Lachen und Sprechen tönte durch das Gesumme von leisern Zwiegesprächen, als die Gäste aus dem Pastorat eintraten. Mit gewöhnlicher Herzlichkeit begrüßte Herr von Hanau

den Pastor, mit untadelhafter Höflichkeit den fremdern Gast, mit dem er sich vorzugsweise eine Weile unterhielt, bis er Gelegenheit fand, ihn auch seiner Frau vorzustellen. Verwundert sahen die übrigen Damen auf den Fremden, dessen Aeußeres nicht unbedeutend war. „Wer ist das? Wer ist es?“ ging von Mund zu Mund. Auf die Antwort: „Ein Doktor Rode“, beruhigte sich die Neugier schnell, und alle angefangenen Gespräche wurden fortgesetzt.

Rode war weder blöde noch linksch in Gesellschaft, aber zurückhaltend und schweigsam. Er hatte in Petersburg genug, auch von der sogenannten feinen Welt gesehen, um sich nicht imponiren zu lassen, fühlte aber weder Neigung noch Talent in sich, die sogenannte Conversation um ihrer selbst willen zu suchen, wenn nicht irgend ein Gegenstand derselben sich ungesucht darbot. So zog er sich dann, nach wenigen mit Frau von Hanau gewechselten Worten, in das Nebenzimmer zurück, wo die ältern Herren sich um die Kartentische reichten, andere im Gespräch saßen. Ohlsen zog ihn in eine Ecke, und in lebhafter Unterhaltung hatten Beide bald fast die Gesellschaft vergessen.

Unterdessen hatte Clara eine peinliche halbe Stunde verlebt. Sie war lange nicht unter fremden Menschen, noch nie eigentlich in so großer Gesellschaft gewesen, und ihr war recht beklommen zu Muthe, als sie schon im Vorzimmer das Summen und Schwirren aus dem Saal hörte. Der Vater führte sie in die Gesellschaft, sie erkannte in ihrer Verwirrung fast Niemand unter den Anwesenden, hörte nur wie im Traum Herrn von

Hanau's freundliches: „Guten Abend, Clärchen!“ und kam erst wieder zu sich, als Ella sie an der Hand in ein Zimmer geführt hatte, wo einige junge Damen und Herren im Kreise saßen, die bei ihrem Eintritte grüßend aufstanden. Als man sich wieder setzte, stockte die Unterhaltung etwas, bis Ella mit der Freundin ein halblautes Gespräch anfang und die Andern in der alten Weise zu scherzen und zu lachen anfangen.

Friedrich hatte Clara durch den Saal gehen sehen, wo er im Gespräch mit der Tante stand. Er konnte nicht hindern, daß ihm das Blut ins Gesicht stieg. Die Tante that als bemerkte sie das nicht, blieb aber für den ganzen Abend eine aufmerksame Beobachterin. Obgleich er so unbefangen als möglich zu erscheinen suchte, gab er doch oft in der Zerstretheit verkehrte Antworten. Frau von Sassen wandte sich endlich wieder zu den Damen, und Friedrich, der sich unbemerkt glaubte, näherte sich dem Kreise, in welchem Clara saß, und grüßte sie verlegen als sie auffah, wagte aber nicht mit ihr zu sprechen. Die andern jungen Herren hatten, trotz der herrschenden Sitte, es nicht für nöthig gehalten, sich Clara vorstellen zu lassen, konnten sich aber, während der Unterhaltung mit den andern Damen doch nicht enthalten, oft nach dem lieblichen Mädchen zu sehen.

Clara trug ein schwarzseidenes Kleid, das ihre leichte Gestalt noch zarter und schlanker erscheinen ließ, neben den buntfarbigen Toiletten der andern jungen Mädchen aber etwas düster ausah. Die rosa Schleife, welche den kleinen Kragen am feinen Halse festhielt, war der einzige Schmuck ihres Anzugs. Das schöne hellbraune

Haar war nach modischer Weise verschlungen, aber ohne die gewöhnliche Zier flatternder Bänder, nur durch eigene Fülle auffallend.

Vom Saale her rief die Musik zum Tanz. Die jungen Leute standen auf, alle zogen die Handschuhe hervor. Die jungen Mädchen bemühten sich so gleichgültig als möglich auszufehen, als sie in den Saal traten. Bald wurden ihre Reihen gelichtet, ein Paar nach dem andern flog dahin, die beiden Töchter des Hauses natürlich unter den ersten. Clara stand fremd unter den Nachgebliebenen, als Friedrich sie zum Tanz aufforderte. Seinem Beispiele folgten von Zeit zu Zeit andere Tänzer, die sie aber nicht kannte. Dazwischen waren oft lange Pausen, wo sie ziemlich allein auf ihrem Platze blieb.

Dhlsen und Rode waren bald nach dem Beginn der Musik in die Thüre des Saales getreten. Rode verneinte lächelnd, als er gefragt wurde, ob er tanze. Dhlsen tanzte mit den Töchtern des Hauses, darauf mit Clara, und blieb auch nach geendigtem Tanze noch eine Weile neben ihr stehen. Er hatte sie schon am Morgen gefragt, ob sie sich seiner noch aus der Kindheit erinnere, und sprach jetzt in seiner heitern Weise so zutraulich, daß auch sie bald ihrer Blödigkeit vergaß, und als Ella bald darauf dazu kam, in deren Lachen und Scherzen einstimmen konnte. Friedrich hätte sich gern ihnen angeschlossen, aber er sah die Gräfin ihr Vorgnon nach der Seite wenden, und errieth, daß sie ihren Nachbar über Clara befragte.

Die Gräfin hatte heute erklärt, sie würde auch tanzen.

Man drängte sich zu der Ehre, ihr Cavalier zu sein. Frau von Saffen hatte von Friedrich auch verlangt, daß er sie zu einer Française auffordere, und wollte von seiner Entschuldigung nichts wissen, daß er die Ehre gern den ältern Herren überlassen wolle. Er entschloß sich endlich doch dazu, und stellte sich mit seiner Tänzerin, die in glänzender Toilette strahlend ihm freundlich zulächelte, in die Reihen. Dhlßen trat mit Clara ihm gegenüber ein. Die Gräfin erhob abermals ihr Glas und betrachtete das junge Mädchen vom Kopf bis zu den Füßen. Das einfache schwarze Kleid neben lauter farbigen, leichten Stoffen, die ihre Nachbarinnen schmückten, war fast auffallend. Wie kam man darauf, dachte die Gräfin, gerade diese Tänzerin ihr gegenüber zu stellen?

„Die junge Dame scheint den geistlichen Stand ihres Vaters repräsentiren zu wollen!“ sagte die Gräfin spöttisch zu Friedrich. „Die Uniform sieht neben ihr ganz frivol aus.“

Friedrich biß sich die Lippen vor Unwillen, wußte aber nicht gleich eine Antwort zu finden, ohne sich zu verrathen.

„Es ist recht freundlich von ihren Schwestern“, fuhr die Gräfin fort, als die erste Figur gemacht war, „daß sie das junge Mädchen zuweilen in ihre Gesellschaft ziehen; doch glaube ich kaum, daß ihr wohl dabei ist; sie muß sich doch deplacirt finden.“

„Sie ist die liebste Freundin meiner Schwester Ella“, brachte Friedrich endlich heraus, während er seinen Aerger und seine Verlegenheit zu verbergen suchte.

„Ihre Schwester ist noch so unbekannt mit der Welt“,

sagte die Gräfin wieder. „Sie wird bald die Erfahrung machen, daß solche ungleiche Freundschaften sich nicht gut conserviren lassen. Man ist im Ganzen viel zu sorglos, was den Umgang der Kinder betrifft.“

„Fräulein Arnold ist sehr gebildet und sehr talentvoll“, wandte Friedrich ein.

„Das mag sein; es giebt aber ein gewisses Etwas, das sich den andern Ständen nie mittheilen läßt“, sagte die Gräfin, indem sie mit einer äußerst graziösen Bewegung ihren Fächer entfaltete, „und das man leicht verliert, wenn man andere Elemente in aristokratische Kreise aufnimmt.“

Friedrich suchte vergebens nach einem gewissen Etwas, das Clara der Gesellschaft unwürdig gemacht hätte, in der sie sich befand. Er wagte aber nichts weiter zu sagen. „Warum muß sie auch heute gerade das einfache schwarze Kleid tragen“, dachte er halb ärgerlich, „heute, da die Andern sich so sehr gepuzt haben!“

Rode stand, seit Dhlßen ihn verlassen, als Zuschauer in der Thüre, die Gesellschaft beobachtend. Er sah unter allen Anwesenden nur Ella und Dhlßen Clara wie Ihresgleichen begegnen; er bemerkte, wie sie für Mehrere der Gegenstand des Gesprächs war, und wie sie selbst, sobald sie mit den fremden jungen Damen allein blieb, gedrückt und traurig ausah. Es that ihm im Herzen weh, er hätte sie gern weit weg von hier geführt, sie gern vor jedem ungütigen Blick geschützt; doch wollte er sich ihr hier nicht nahen, er fürchtete, sie möchte seine Gedanken, sein Mitleid errathen. Er sah auf Friedrich. Unruhig und verlegen ging dieser von

einer Gruppe zur andern, unzufrieden mit sich selbst, ärgerlich über die ganze Gesellschaft. Er wollte den nächsten Tanz durchaus mit Clara tanzen, sie aber doch nicht in die Nähe der Gräfin bringen. Während er sich besann, rief ihm einer der jungen Herren laut zu: „Hanau, Sie sind mein vis-à-vis, ich tanze mit der Gräfin.“ Friedrich konnte es nicht vermeiden, er suchte nach einer andern Dame. Als er mit Fräulein B. in den Reihen stand, sah er sich um. Fast alle jungen Mädchen waren engagirt, Clara saß allein in einer Ecke. „Es ist recht schlecht“, sagte seine Tänzerin, „daß die Herren so wenig mit Fräulein Arnold tanzen.“ Friedrich murmelte eine unverständliche Antwort und sah, wie Clara aufstand und ins Nebenzimmer ging.

Sie hatte die ganze Zeit über schon in der peinlichsten Verlegenheit dageessen; als sie sich endlich allein, von allen ihren Nachbarinnen verlassen sah, kämpfte sie mühsam gegen die hervorbrechenden Thränen. Sie sah wie Friedrich mit seiner Tänzerin in die Reihe trat, sie hörte die gegenüber stehende Gräfin laut mit ihm scherzen. Unbemerkt glaubte sie ins Nebenzimmer entzuschlüpfen zu können.

Hier war Niemand. Sie setzte sich vor einen Tisch, auf dem Kupferstiche und Bücher lagen, und blätterte mechanisch in denselben. Das also waren die Freuden, von denen Ella und Friedrich so fröhlich gesprochen; das war es, worauf sie sich mehrere Tage schon gefreut hatte! Jetzt fiel ihr des Vaters Warnung von jenem Abend wieder ein. Aber hatte die Vernachlässigung, die sie erfuhr, nicht vielleicht ihren Grund nur darin,

daß sie der Gesellschaft fremd war? Aber Friedrich? — Er vermied fast, schien es ihr, in ihre Nähe zu kommen. Die glänzende Gräfin an seiner Seite hatte sie auf so unzarte Weise betrachtet. Sie erröthete vor Unwillen, als sie daran dachte, und ihr jungfräulicher Stolz trocknete die quellenden Thränen, die Friedrich's Betragen hervorgerufen. Ach, wäre sie weit weg von hier, zu Hause bei der kranken Mutter! Sie wollte so bald nicht wieder in Gesellschaft gehen. Der Vater aber war in den Zimmern auf der andern Seite des Saales. Er dachte gewiß noch nicht an die Heimfahrt.

Der Tanz war zu Ende, die jungen Damen drängten sich ins Nebenzimmer, Ella zuerst, um Clara aufzusuchen. Sie umfaßte sie zärtlich und bat sie, mit ihr zur Erholung auf und nieder zu gehen. Ella hatte mit Dhlßen getanzt und Beide mit Aerger bemerkt, wie man Clara vergaß. „Ich tanze den ganzen Abend mit Fräulein Arnold“, sagte er zu einer Gruppe junger Leute, die nach beendigtem Tanze zusammen standen, „wenn Ihr Alle sie zusehen lassen wollt.“

„Ich kenne sie garnicht!“ rief lachend einer der jungen Herren aus der Stadt; „wie sollte ich dazu kommen, mit ihr zu tanzen?“

„Das Kind ist hübsch genug“, sagte ein Anderer; „ich wüßte aber wirklich Nichts mit ihr zu reden.“

„Warum tanzen Sie nicht mehr mit Ihres Pastors niedlicher Tochter?“ rief ein Dritter Friedrich zu, der zu ihnen trat; „Dhlßen stellt uns Alle darüber zur Rede.“

„Ich habe es schon gethan“, entschuldigte sich Friedrich verlegen.

„Gleiches zu Gleichem!“ sagte der junge Mann, der zuerst gesprochen. „Es ist mir immer ärgerlich, wenn die Bürgerlichen ihre Töchter in unsere Gesellschaften führen. Die armen Mädchen können sich doch nicht amüsiren, und wir haben nur unsere Plage mit den alten Damen, die uns dann immer pressen, mit ihnen zu tanzen.“

„O Ihr eingefleischten Kurländer!“ rief Ohlsen ärgerlich. „Habt Ihr denn bei jedem hübschen Mädchen schon beim Tanz danach zu fragen, ob sie hochgeboren ist oder nicht, als gälte es gleich das Heil Eures Stammbaumes. Das lernt man bei uns Militärs schon anders! Ein Mädchen wie Clara Arnold würde sonst überall Aufsehen machen; hier seid Ihr Alle zu vornehm für sie. Kommen Sie“, sagte er, Friedrich unter den Arm fassend, „wir wollen dafür sorgen, daß sie nicht wieder vergessen werde.“

Node hatte, von den Herren nicht bemerkt, nahe gestanden und die Unterhaltung gehört. Er bebte vor Aerger und konnte doch nicht als Clara's Ritter auftreten. Er sah mit Geringschätzung auf den Knaben, der es zulassen konnte, daß man von der Dame seines Herzens in dieser Weise sprach, und sann auf ein Mittel, Clara sobald als möglich aus diesem Kreise zu führen. Sie ging, im Gespräch mit Ella, auf und nieder. Sie sah traurig aus, und lächelte wehmüthig zu Ella's eifrigen Auseinandersetzungen. Im Vorübergehen fiel ihr Blick auf Node, der sie freundlicher als gewöhnlich ansah. Das that ihr heute besonders wohl. Sie faßte den Muth, ihn anzureden, und sagte ihm, sie möchte

gern schon vor dem Souper nach Hause. Er erbot sich den Vater zu rufen. Dieser war es zufrieden, schon früher zur Ruhe zu kommen. Node folgte ihnen ins Vorzimmer und bediente Clara mit besonderer Höflichkeit.

Als sie den Saal verlassen hatte, war sie Friedrich begegnet, der sie zum nächsten Tanz aufforderte. Sie verneinte leise, ohne ihn anzusehen; er blieb unentschlossen stehen. Er begegnete den lächelnden Blicken der jungen Herren, die ihm zuflüsterten: „Was wird nun aus Ihrem Ritterdienst? Ohlsen wird in Verzweiflung sein.“

Ohlsen kam rasch aus dem Nebenzimmer und begegnete Ella, die eben von Clara Abschied genommen. „Wo ist Ihre Freundin?“ fragte er. Ella erzählte, daß sie schon weggefahren sei. Sie machte ihrem Aerger Luft über die Unhöflichkeit, die Clara erfahren, und nahm sich vor, auch nicht mehr zu tanzen, ja sie wollte am liebsten gleich auf ihr Zimmer gehen und nichts mehr von dieser Welt voll Mängel wissen. Ohlsen schalt erst tüchtig mit ihr, sah aber bei ihrer Drohung, die Gesellschaft zu verlassen, so kläglich bittend aus, daß sie ihm versprach, wenigstens noch einmal mit ihm zu tanzen. Und er tanzte diese Polka so wundervoll, sie fühlte fast den Fußboden nicht mehr unter ihren Füßen, als sie an seinem Arme dahinslog. Als sie aufgehört hatten, sah er wieder mit so lachenden Augen in ihr glühendes Angesicht, daß ihr aller Menschenhaß vergehen mußte, und sie beschloß schon heute, noch mit den Schwächen des Nächsten Geduld zu haben.

Friedrich verwünschte die ganze Jagdgesellschaft. Er schämte sich seiner Schwäche; aber er war auch

ärgerlich, daß Clara sich so wenig in den Ton der Gesellschaft zu finden gewußt. Warum war sie gerade heute so zurückhaltend und still gewesen? Das stand ihr nicht halb so gut, als wenn sie lebhaft und fröhlich war. Die andern Mädchen verstanden sich auch weit besser zu kleiden, wenn sie sich auch mit der Gräfin nicht vergleichen konnten. Die Frau hatte wirklich etwas ganz Besonderes an sich, das mußte Jeder gestehen, dachte er, und man konnte sich nicht wundern, daß ihr Clara's einfache Erscheinung auffiel. Sie konnte ja ihre lebenswürdigen Eigenschaften nicht kennen.

Friedrich stand in verdrießliche Gedanken verloren, da fühlte er einen Schlag mit dem Fächer auf seiner Schulter, und die Gräfin fragte neckend: „Schon müde, mein Freund? Das sind schwache Aussichten für meinen Ball!“ Er wandte sich um und fragte höflich, ob die Gräfin mit ihm tanzen wolle.

„Wissen Sie, was wir thun sollten?“ sagte sie vertraulich „Wir wollen die Gesellschaft Lancier tanzen lehren. Im Auslande tanzt man ihn schon überall, und im nächsten Winter muß ihn Jedermann verstehen. Sie tanzen ihn doch?“

Friedrich freute sich, die Frage bejahen zu können.

„Nun gut“, sagte die Gräfin, „wir tanzen aber nicht zusammen. Sie wählen eine unerfahrene Dame, ich einen Herrn. Wir dirigiren.“

Die Gesellschaft sammelte sich wieder; wer nicht tanzte, sah mit Interesse zu; Alles war in Bewegung, Alles lachte und jubelte. Im Eifer des neuen Lehramtes vergaß Friedrich seinen Verdruß, und als er sich

nach gelöster Aufgabe die erhitzte Stirn wischte, konnte Frau von Sassen beruhigt zu der Schwägerin sagen, daß ihr für Friedrich's Fähigkeit, sich in Gesellschaft zu bewegen, nicht mehr bange sei.

Traurig kehrte Clara nach Hause zurück. Sie fand die Mutter schon zu Bette und wollte sie nicht mehr stören. Nachdem sie dem Vater gute Nacht gesagt, eilte sie in ihr Zimmer. Rasch entkleidete sie sich, und erst als sie, den Kopf in die Kissen gedrückt, ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten brauchte, wurde ihr leichter ums Herz.

Es war die erste bittere Enttäuschung ihres Lebens, das erste Erwachen aus den rosiggen Träumen der Jugend. Wo sie Freude erwartete, hatte sie Traurigkeit gefunden; wo sie auf wohlwollende Freundlichkeit rechnete, traf sie Vernachlässigung. Und Friedrich, war er noch derselbe, dessen Auge nur an ihren Blicken hing, dessen ganzes Wesen ihr die Huldigung der Liebe brachte? Wie war Alles nun verwandelt und verändert! Sie mußte bitter weinen, wenn sie des süßen Wahnes gedachte, obgleich der ganze Stolz ihrer jungen Seele sich dagegen auflehnte. Spät erst schloß der Schlaf die müden Augen.

Rode war zwei Stunden später aus Wehlen zurückgekehrt. „Wie hat es Ihnen dort gefallen?“ fragte Arnold am andern Morgen.

„Solche Gesellschaften sind das Element nicht, in dem ich leben kann“, erwiderte Rode. „Ich fühle das mit



jedem Male lebhafter, wenn ich mich aufs Neue verleiten lasse, dieselben zu besuchen.“

„Aber bringen Sie nicht auch zu viel Mißtrauen mit hinein, lieber Doktor?“

„Das mag sein. Ich fühle wohl“, setzte er lächelnd hinzu, daß ich in unserer aristokratischen Gesellschaft auch nicht liebenswürdig bin, und gestehe sogar, daß ich persönlich gerade noch keine unangenehmen Erfahrungen gemacht habe. Doch setze ich mich diesen freilich auch nicht aus, da ich ein durchaus passiver Zuschauer bleibe. Als solcher aber finde ich Gelegenheit genug, die Verhältnisse und Gesinnungen zu durchschauen.“

„Gewiß haben Sie doch gestern Nichts vermißt, was man nur von der Höflichkeit des Hausherrn oder seiner Frau erwarten konnte.“

„Sie werden im Umgange mit den Einzelnen sehr selten Gelegenheit finden, über Unhöflichkeit zu klagen. Der Hochmuth des Standes tritt fast nur in der Gesammtheit hervor. Dieselben Personen, die im Zwiegespräch ganz aufrichtig die liberalsten Gesinnungen äußern, brauchen in Gesellschaft ihrer Mitbrüder eines gewissen Muthes, um gegen uns den unbefangenen Ton zu behaupten, der ihnen denn auch nur selten gelingt. Ich bin, wie Sie wissen, als Arzt auf mehreren Gütern zu gewissen Tagen zu finden. Da mache ich meine socialen Studien; denn wenn ich auch diese Besuche immer so kurz als möglich abmache, muß ich doch zuweilen hier oder dort zu Mittag essen, wobei ich Stoff genug zu meinen Betrachtungen sammeln kann.“

„Ohne von Ihrem eignen Wesen so viel sehen zu

lassen, daß man sich wenigstens vor Ihnen in Acht nehme“, sagte Arnold lachend. „In der ganzen Gegend heißt es: Doktor Rode ist ein geschickter Arzt, in der Gesellschaft aber so theilnahmlos und schweigsam, daß wenig mit ihm anzufangen ist.“

Clara hatte das Gespräch mit angehört und darin die Bestätigung ihrer gestrigen schmerzlichen Erfahrungen gefunden, obgleich Rode nicht die leiseste Anspielung auf dieselben machte, sondern, wie in der letzten Zeit gewöhnlich, die Rede nur an die Aeltern richtete. Nur einem ernstern, fast traurigen Blicke war sie begegnet, als sie am Morgen müde und mit blassen Wangen ins Zimmer trat. Bald darauf fuhr Rode weg. Auf die Fragen der Mutter sagte Clara nur, daß ihr der gestrige Kreis gar zu groß und fremd gewesen, und daß sie lieber in Wehlen sei, wenn kein Besuch dort wäre.

Sie ging heute niedergeschlagen an ihre täglichen Beschäftigungen. Singen mochte sie nicht. Lange saß sie in ihrem Zimmerchen vor einem aufgeschlagenen Buche, und vergaß doch die Blätter umzuwenden. Ihr Fenster hatte die Aussicht auf den Weg, der bei dem Pastorate vorüber, einer größern Landstraße zuführte. Gegen Mittag hörte sie lebhaftes Schellengeltingel. Eine lange Reihe von Schlitten flog vorüber. In einem der vordersten, mit dem schönen Schimmel, saß Friedrich, an seiner Seite die Gräfin, die lebhaft mit ihm sprach. Er hatte sich zu ihr gewendet und erschrak, als der Schimmel in das wohlbekannte Gehöft des Pastorats wenden wollte. Er sah sich um, erblickte Clara am Fenster und vergaß in der Verwirrung zu grüßen, als

mit einem raschen Rucke zurecht gewiesen, das treue Pferd auf der glatten Bahn dahintrabte.

Clara erglühete vor Anwillen. Sie sprang auf; sie schämte sich ihres Schmerzes und ihrer gestrigen Thränen; sie wollte nicht mehr schwach und nicht mehr traurig sein. Der Knabe, der sich seiner Liebe schämte, verdiente die ihrige nicht. Sie verließ das Zimmer, sie wollte die Zurückkehrenden nicht mehr vorüberfahren sehen. Neben der Mutter saß sie, emsig arbeitend, als das Geklingel sich aufs Neue hören ließ.

Friedrich wollte im Vorüberfahren grüßen, aber es war Niemand am Fenster. Er fühlte sich fast erleichtert, denn die Dame an seiner Seite hätte wieder eine Bemerkung machen können, die ihn wie gestern für Clara kränkte. Er hatte ja Nichts gethan und gesagt, was diese verletzen konnte, dachte er. Er wollte ja nur Alles vermeiden, was zu Aeußerungen Anlaß geben konnte, wie er sie gestern von Herren und Damen gehört. Deshalb allein hatte er sich ihr auch gestern nicht genähert; davon überzeugte er sich immer mehr, wenn er erwog, was er hätte thun sollen.

Wie oft hatte er in der Schwärmerei seiner jungen Liebe gewünscht, für die Geliebte in Gefahr und Kampf gehen zu können, für sie sein Herzblut zu vergießen! Um sie schützen, zu retten, zu erwerben, hätte er vielleicht heute noch sein Leben aufs Spiel gesetzt; aber ein spöttisches Lächeln auf den Lippen einer vornehmen Weltbame, herzlose Scherze aus dem Munde junger Leute, die über die Schwärmerei der Jugend längst lachen gelernt hatten, — das waren Dinge, die auch

den Muthigsten zaghaft machen konnten, gegen diese war er nicht gewaffnet.

Und finden wir solchen Widerspruch des innern und äußern Lebens nicht täglich, wenn wir uns in der Gesellschaft umsehen? Der bessern, edlern, heiligern Gefühle schämt man sich; sie erinnern an die Einfalt der Kinderstube, an das Moralisiren in der Schule, an das Predigen auf der Kanzel. Dem ist man aber erwachsen. Amüsant sein ist das allgemeine Streben, für komisch und witzig zu gelten, das Ziel des höchsten Ehrgeizes. Herzengüte hat man zwar an ganz jungen Personen noch gern, Kenntnisse verzeiht man, wo man nicht merkt, daß sie durch Mühe und Arbeit gewonnen sind; Verständigkeit aber grenzt gar zu sehr an Langweiligkeit und gehört in die Wirthschaft, Frömmigkeit gar darf höchstens am Sonntag Vormittag sichtbar werden, wenn sie nicht pietistisch heißen soll. So hütet man sich fast ebenso sorgfältig, irgend ein tieferes Gefühl, irgend ein ernsteres Streben sehen zu lassen, als man bei einer andern Richtung der Gesellschaft das Gegentheil verhüllen würde.

## Der Ernst des Lebens.

Die Jagdgesellschaft in Wehlen war längst auseinander gefahren, aber der Verkehr der jungen Leute mit dem Pastorat wurde nicht wieder so lebhaft wie früher. Selbst Ella wurde häufig gehindert, die Freundin zu besuchen, weil sie Mutter und Schwester begleiten mußte, wenn diese die vielen erneuten Bekanntschaften in der Nähe und Ferne aufsuchten.

Friedrich fühlte sich verlegen und unbehaglich bei Arnolds, seitdem Clara, so schwer es ihr anfangs wurde, ihm als einem Fremden begegnete und ihm auf keine Weise Gelegenheit gab, wieder in den alten Ton zu fallen. Ja, als ihn Arnold einmal scherzend fragte, ob das kurische Klima seinen Studien noch günstig sei, hatte er fast Lust empfindlich zu werden. „Als ob man nur bei den Büchern Etwas lernen könne!“ dachte er ärgerlich und gab eine ausweichende Antwort. Wirklich aber war er zum ordentlichen Arbeiten noch garnicht gekommen, und hatte nur einige Zeit darauf verwenden

können, mehrere neue Romane zu lesen, die überall besprochen wurden, und die man kennen mußte, wenn man nicht oft von der allgemeinen Unterhaltung ausgeschlossen sein wollte. Außerdem war auch das Wetter für die Jagd lange günstig gewesen. Das mußte man benutzen, die Zeit dazu war ja ohnehin bald genug zu Ende.

So kam das Weihnachtsfest heran. Hansaus hatten versprochen, es auf dem entfernten Gute einer verwandten Familie zu feiern; im Januar aber wollten sie auf einige Wochen nach Mitau ziehen. Es war Landtag, und alle Glieder der Familie hofften ihr Vergnügen da zu finden. Ella dachte zwar mit Bedauern daran, daß gewiß Niemand dort so gut tanzen würde, wie Ohlsen, der nach abgelaufenem Urlaub nach Petersburg zurückgekehrt war, hatte aber doch auch Nichts dagegen, sich von dem unangenehmen Gefühle zerstreuen zu lassen, das ihr sonderbarer Weise seit seiner Abreise die gewöhnlichen Beschäftigungen und Vergnügungen langweilig erscheinen ließ.

Die Feiertage brachten die Tante Amalie wieder zu den Geschwistern nach Wehlen. In die Häuser der andern Familienglieder war Gesundheit und Ruhe zurückgekehrt, da konnte sie ohne Bedenken dem Zuge ihres Herzens folgen.

Der Weihnachtsbaum war seit Ernst's Tode im Pastorat nicht wieder angezündet worden. Der Mutter zunehmende Schwäche verbot jetzt mehr als jemals alle Aufregung, und Clara hatte sich damit begnügt, für einige arme Kinder aus der nächsten Nachbarschaft eine

kleine Bescherung zu besorgen. Die häuslichen Geschäfte waren durch die eingetretene Nothwendigkeit jetzt größtentheils wirklich ihr Antheil geworden, und die Tante fand nicht mehr Gelegenheit, sie mit ihren häusmütterlichen Plänen zu necken.

In den ersten Tagen schon konnte die Tante eine sichtbare Veränderung in Clara's ganzem Wesen bemerken. Sie war freundlich wie immer, aber der fröhliche Uebermuth der ersten Jugend war einem sinnenden Ernste gewichen. Die Tante schrieb dies anfangs der steigenden Besorgniß für die Mutter zu, fühlte aber bald durch, daß auch noch eine andere Ursache dazu mitwirken müsse. Auf ihre Fragen nach dem bisherigen Verkehr mit der Familie Hanau gab Clara verlegene und ausweichende Antworten, und wollte sich gegen ihre sonstige Gewohnheit auf keine Einzelheiten einlassen. Das war genug, um der mütterlichen Freundin zu verrathen, daß ihre Befürchtungen für den Seelenfrieden ihres Lieblings nicht ganz ungegründet gewesen waren. Mit liebevoller Vertraulichkeit wußte sie Clara bald dahin zu bringen, daß sie dem lange verhaltenen Unwillen über diese erste bittere Täuschung ihres Lebens Luft machte. Sie freute sich zu sehen, daß eben dieser Unwille, die Empörung ihres weiblichen Stolzes, das sicherste Schutzmittel gewesen war gegen eine kränkelnde Empfindelheit unglücklicher Liebe; sie segnete den Hochmuth der Gesellschaft, weil er früher, als es sonst wohl geschehen wäre, dem unerfahrenen Mädchen die Augen geöffnet hatte.

Auf ihre Lebenserfahrung gestützt, konnte die Tante

Clara bald davon überzeugen, daß eine ungleiche Verbindung nur höchst selten wahres Glück bringt, am seltensten aber dem Theil, der zu dem andern scheinbar erhoben worden. Selbst in den wenigen Fällen, wo der vornehmer geborene Mann Seelenstärke und Selbständigkeit genug hat, um an der Weisheit seiner eigenen Wahl nie irre zu werden, bleibt noch eine so endlose Menge kleinlicher Kränkungen, vor denen er seine Frau nicht schützen kann; es bleiben Mißverhältnisse der beiderseitigen Familien, die noch lange fortwirken; es giebt eine so unvermeidliche Unsicherheit der Stellung beider Theile zu einander, daß ein edler Mann es immer für ein Opfer ansehen sollte, wenn ein Mädchen aus geringerm Stande die Seinige wird.

Durch ihr Vertrauen zu der Tante gestärkt und getröstet, konnte sich Clara noch mehr in dem Vorsatz befestigen, Friedrich's nur noch als des Bruders ihrer Freundin, des Gespielen ihres verstorbenen Ernst freundlich zu gedenken. Sie wünschte ihn so wenig als möglich zu sehen, und hoffte, seine Abwesenheit im Winter, und endlich seine zweite Reise ins Ausland werde ihr helfen die Erinnerung an ihren ersten Jugendtraum zu verwischen.

Aber eine tiefe Wehmuth war in ihrer Seele geblieben. Es waren Gefühle in ihr wach geworden, die sie nicht wieder ganz zur Ruhe bringen konnte; sie hatte die Möglichkeit einer glücklichen, erwiderten Neigung kennen gelernt, und eine schmerzliche Leere blieb in ihrem Herzen, das die Liebe zu Aeltern und Freunden nicht mehr ganz auszufüllen vermochte.

Rode hatte diese endliche Enttäuschung vorausgesehen, ja er hatte sie in peinlicher Theilnahme miterlebt; aber er erlaubte sich nicht, seine alten Hoffnungen wieder wach zu rufen. Er hatte zu schwer gekämpft, als er sie zum Schweigen bringen mußte, zu bitter empfunden, daß neben Friedrich's Jugend und Schönheit sein eigenes ernstes, zurückhaltendes Wesen keine Ansprüche auf die Neigung eines so jungen Herzens machen könne, um sich zum zweitenmal einer solchen Täuschung hingeben zu wollen. Er wußte nicht, daß er in dem Bestreben seine Liebe zu verbergen, mehr Kälte und Härte gegen Clara zeigte, als sich mit seiner Freundschaft für die Aeltern, ja selbst mit der gewöhnlichen Höflichkeit vertrug. Er ahnte Nichts von den stillen Wünschen der Mutter und von dem schmerzlichen Bedauern derselben, als sie sah, daß sie keine Hoffnung hatte, dem Mann, den sie so hoch achtete, die Tochter anvertrauen zu können. Der Vater bemerkte Nichts von der Veränderung in seinem Benehmen, weil er den lieben Hausfreund gar zu gerne nur in seine wissenschaftlichen Gespräche verflocht, und ganz zufrieden war, wenn er durch nichts Anderes beschäftigt wurde.

Clara hatte sich anfangs wohl gekränkt gefühlt, als sie Rode's verändertes Wesen bemerkte, und lange hin und her gesonnen, wodurch sie ihn wohl beleidigt haben könne, aber doch nicht den Muth gehabt, eine Frage nach der Ursache seines Zürnens an ihn zu richten. Bescheiden schwieg sie jetzt immer, ganz stille, auch wenn die Gespräche der Männer sie auf das Lebhafteste interessirten, und kam zuletzt gar auf den Gedanken,

sie sei wohl zu vorlaut in ihrem Antheil an denselben gewesen, und Rode's Kälte sei nur ein Zeichen, daß er sie für zu unbedeutend halte, um sich mit ihr zu beschäftigen.

Nur ihre Lieder hörte er noch gern, das konnte sie deutlich sehen, wenn er sie auch nicht mehr selbst bat, zu singen. Hatte der Vater sie ans Klavier geschickt, so konnte Rode lange regungslos zuhören, und Clara, durch so andächtige Aufmerksamkeit angeregt, sang ihre schönsten Lieder dann immer weicher und rührender.

Die Tante war die Einzige, die den Stand der Dinge zu errathen anfing, als sie Rode einigemal wieder gesehen; doch war sie klug genug, der Zeit zu überlassen, was durch voreilige Aufklärung leicht noch mehr verwirrt werden konnte.

---

Wie die Natur unseres Ländchens uns keine Gegensätze von Berg und Thal, von ragenden Felsen und gähnenden Abgründen zeigt; wie sich das flache, fruchtbare Land dem bequemen Lebensgenusse seiner Bewohner zu bieten scheint, und die schlummernden Kräfte derselben durch keinen Kampf mit den Gewalten der Natur geweckt werden: so prägt sich der Charakter dieser Bewohner auch wieder in ihren Werken aus. Auch in diesen fehlt alles Ungewöhnliche, alles Außerordentliche. Man machte keine größeren Anstrengungen, als der unmittelbare Zweck erforderte, man dachte nicht an ferne Jahrhunderte, wo das Bedürfniß der Gegenwart zu

befriedigen war. Kein einziges Gebäude steht als Denkmal großartiger Ideen der Vergangenheit. Kein schlanker Kirchturm zeugt in schwindelnder Höhe von der frommen Begeisterung des bauenden Geschlechts, keine stolz sich erhebenden Burgen sprechen von der Unüberwindlichkeit ihrer Gründer. Man verlangte von der Kirche nur den nöthigen Raum für die Versammlung der Gemeinde, die Burgen und Schlösser waren zum Theil rohe Steinmassen und wurden von den spätern Geschlechtern bald dem Verfall überlassen, während nur einige wenige bis in unsere Zeiten bewohnbar erhalten wurden. Man baute lieber ein neues Ziegelhaus breit und bequem zu ebener Erde, als daß man sich an den mächtigen Feldsteinen der alten Burgen quälte, die freilich, von architektonischen Schönheiten entblößt, wenig Versuchung zur Wiederherstellung boten und größtentheils heute nur noch einige Mauerreste zeigen.

Dasselbe Gepräge der bequemen Befriedigung alltäglichen Bedürfnisses finden wir in der ganzen Anlage der Landeshauptstadt, in so weit sie nicht durch das ehemalige Residenzschloß prachtliebender Herzoge einen großartigern Charakter erhalten hat. Auch hier steht kein einziges Gebäude zur Erinnerung an alte Zeiten. Keine Gemeinschaft reicher und mächtiger Bürger konnte der Stadt Denkmale hinterlassen, wie sie Deutschlands alte Städte noch jetzt schmücken. An ziemlich gerade, breite Straßen reiht sich Haus an Haus, groß oder klein, steinern oder hölzern, immer ohne die geringsten Ansprüche an einen andern Charakter als den der bequemen Wohnlichkeit.

Nur der im Sommer von der Nigaer Seite kommende Reisende kann ein freundliches Vorurtheil für unsere Stadt fassen, wenn er das prächtige Schloß mit seinem neuen freundlichen Garten schon von fern auf dem grünen Wiesenrunde leuchten und dahinter eine recht stattliche Häuserreihe am Ufer des Flusses sich hinziehen sieht. Wehe aber dem armen Reisenden, wenn er durch irgend einen unglücklichen Zufall geschäftlos auch nur einen Tag hier aufgehalten wird. Auf seine Fragen nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt wird man ihn nur zu den Särgen der kurischen Herzöge in den Kellergewölben des Schlosses, oder zu deren Portraits in das Museum der Stadt weisen, wo er außer diesen Herren freilich noch eine etwas wurmsüchtige Sammlung ausgestopfter Mitglieder der kurischen Thierwelt bewundern kann. Damit ist der bedauernswerthe Reisende aber auch mit den Merkwürdigkeiten des Ortes zu Ende, und hat sich bis zu seiner Abreise mit Geduld zu waffnen.

Freundlicher als die Tagebuchsnotizen des Fremden lauten mögen, gedenkt der guten Stadt der Einheimische, der, von Umständen begünstigt, seinen Theil gehabt an den geselligen Freuden derselben.

Jetzt im Winter war es lebhaft geworden in den sonst so stillen Straßen. Zahlreiche Kutschen fuhren hin und her. Die Saison war auf ihrer Höhe, die Gesellschaft glänzender als jemals. Mehrere reiche Familien waren für einige Monate zur Stadt gezogen, unter ihnen Hanaus, die nach der langen Abwesenheit mit Freuden von allen alten Bekannten begrüßt wurden. Bald waren sie in einen solchen Strudel von Vergnü-

gungen hineingezogen, daß Ella kaum Zeit fand, folgenden Brief zu Stande zu bringen.

Liebe, gute Clara!

Wenn Du nicht meine liebste Freundin wärest, und ich Dir nicht so bestimmt versprochen hätte, von hier aus zu schreiben, weiß ich kaum, ob ich vor Müdigkeit in dieser Stunde die Augen öffnen könnte. Es ist zwölf Uhr Mittags, ich bin eben aufgestanden, denn gestern war Ball, und ich habe mich erst um drei Uhr zu Bette gelegt. Aber meine Freundschaft für Dich überwindet alle Schwierigkeiten. Mama und Adelsheid werden gleich ausfahren, und ich kann Dir so lange erzählen, wie wir leben.

Seit vierzehn Tagen sind wir nun schon hier, und ich habe in der Zeit acht Mal getanzt. Was sagst Du dazu? Die Abende übrigens, an welchen keine Bälle sind, brauchst Du uns nicht zu beneiden, die gehören nicht zu den amüsantesten, und ich hätte manches Mal Lust, lieber zu Hause recht auszuschlafen, wenn es heißt, daß wir zur Soirée eingeladen sind. Denke Dir eine Menge sehr gepuzter Damen und Herren, die in einem oder mehreren Kreisen umhersitzen und den ganzen Abend nichts thun sollen, als sprechen und immer sprechen. Dabei mußt Du Dich aber erinnern, daß dieselben Personen sich fast jeden Abend sehen, und Du kannst Dir selbst denken, ob sie sich viel zu sagen haben. Du weißt doch, ich gehöre nicht zu den Schweigsamsten, aber wenn man das Sprechen von mir verlangt, fällt mir gerade garnichts ein; und hier gilt es doch, wie es scheint, für unschicklich, nur fünf Minuten lang still zu schweigen.

Mama wenigstens wiederholt mir immer, man sehe dann gelangweilt aus und das dürfe man am wenigsten. Zu meiner Freude sagt man mir, daß zuweilen auch Musik gemacht, oder gar gelesen wird. Das muß doch angenehmer sein. Wenn das stille Zuhören auch sonst nicht meine Liebhaberei ist, so finde ich es doch jedenfalls leichter als sprechen, bloß um nicht zu schweigen. Das Schlimmste aber, was mir die Soiréen bringen, ist daß ich jedesmal nachher von Mama gescholten werde; denn es ist unfehlbar, daß ich etwas Dummes gemacht, entweder zu laut gelacht oder zu still dageseffen habe, mit einem Herrn zu viel gesprochen, mit einem andern zu wenig; ich hätte meine Handschuhe nicht so frühe abziehen, meine Mantille nicht so lange behalten sollen, kurz, — ich habe es noch kein Mal recht machen können. Wo Adelsheid den Takt her hat, weiß ich nicht; aber Mama stellt sie mir immer zum Muster auf, und sie scheint auch wirklich keine Dummheiten zu machen.

Da lobe ich mir die Bälle! Da benehme ich mich auch viel besser. Niemand als mein Tänzer hört es, wenn ich nicht immer spreche wie ich soll, und die Tänzer scheinen viel nachsichtiger zu sein, denn bis jetzt hat es mir an denen noch nicht gefehlt, und gewöhnlich habe ich die besten, wenigstens die lustigsten. Wie schade, daß Ohlsen nicht mehr hier ist! Der tanzt doch am besten von Allen! Weißt Du, daß ich anfangs gar keine Lust hatte, mit den Andern zu tanzen? Jetzt habe ich mich aber schon besser mit ihnen eingelebt, und Mancher gefällt mir ganz gut; der Herr von F. aber garnicht, der mich ordentlich plagt. Mama sagt zwar, er sei sehr

liebenswürdig und solide, und ich müßte höflicher gegen ihn sein; aber das kann ich durchaus nicht. Denke Dir, ein Männchen, zwei Fuß kleiner als Ohlsen, das soll mir gefallen! Hier sind eine Menge Offiziere, die sind mir alle schon lieber!

Heute Abend ist wieder Ball! Diese Woche geht es noch besser als bisher, unter sechs Abenden nur einen ohne Tanz! Wenn man nur nicht so müde würde, und wenn das Ankleiden nicht so lange dauerte! Man findet übrigens unsere ausländische Toilette sehr gut. Die besten Kleider haben wir noch nicht einmal angezogen. Mama sagt, man müsse mit den einfacheren anfangen. Auf dem Ball der Gräfin Neudorf hatte ich das rosa Gaze-Kleid und den Rosenkranz. Die Gräfin selbst war prachtvoll. Friedrich ist ganz entzückt von ihr. Sie ist auch wirklich sehr freundlich gegen ihn. Du würdest ihn garnicht wiedererkennen. Er ist ein ganzer Stutzer geworden. Wir sehen ihn am Tage sehr wenig, denn er hat sich auch mit mehreren jungen Leuten sehr eingelebt, die er häufig besucht. Die Tante Sassen sagt, daß er viel Beifall bei den Damen habe. Ich glaube es wohl, besonders seit er nicht mehr so blöde ist. Er ist auch wirklich unter allen jungen Leuten der Hübscheste, das muß ich gestehen, obgleich er mein Bruder ist, und obgleich er mir jetzt eigentlich weniger gefällt als früher. Er hat auch immer an mir zu tadeln, weil ich nicht solche Manieren habe wie die Gräfin. Das fehlt mir noch! Mir gefällt sie garnicht, diese vornehme Gräfin.

Noch drei bis vier Wochen werden wir wohl hier

bleiben, obgleich Papa sich schon nach Hause sehnt. Wenn wir uns wiedersehen, werde ich Dir viel zu erzählen haben. Es geht doch Nichts über eine Freundin, der man Alles sagen kann!

Ich küsse Deiner lieben Mutter die Hand und umarme Dich von Herzen. Deine treue

Ella.

Die Familie im Pastorat Wehlen saß am Theetisch, als Clara den Brief empfing. Sie öffnete ihn mit der eigenthümlichen Hast, mit welcher man in der Jugend jeden Brief erblickt, als müßte er etwas ganz Besonderes enthalten, Rode war gekommen, die Kranke zu sehen, und saß Clara gegenüber, sie beobachtend während sie las. Bei Friedrich's Namen stieg ihr das Blut in die Wangen, aber diesmal vor Scham über ihren vergangenen Wahn. Doch fühlte sie, daß ihr Erröthen eine andere Deutung zuließ, und der innere Unwille, diese falsche Deutung nicht hindern zu können, hätte sie fast zu Thränen gebracht. Auf die Frage der Aeltern, was Ella geschrieben, reichte sie ihnen den Brief und stand auf, als hätte sie ein Geschäft in der Wirthschaft.

Lächelnd las der Vater anfangs die Epistel, sagte aber, als er geendigt: „Schade um den Friedrich! Wenn er jetzt lange in Kurland bleibt, wird er auch nicht, was er werden konnte. Die allgemeine Genußsucht vernichtet alles ernstere Streben. Ich habe von dem Jungen viel gehofft, und es thäte mir sehr leid, wenn ich mich getäuscht hätte.“

„Er wird wieder zu sich selbst kommen, wenn er auf dem Lande ist“, tröstete die Mutter.



„Die Weiber verderben ihn gewiß!“ sagte Arnold ärgerlich. „So segensreich der Umgang edler Frauen auf den Jüngling wirkt, so verderblich wird der Verkehr mit diesen Welt Damen, wenn sie sich vorsehen, aus einem jungen Menschen eine Zierde der Salons zu machen.“

„Du solltest doch versuchen, ihn wieder auf eine bessere Bahn zu leiten, wenn er zurückkehrt“, sagte Tante Amalie, die unterdessen auch den Brief las.

„Was kann das helfen“, erwiderte Arnold, „wo das Beispiel so mächtig wirkt, in einem Alter, wo ohnehin alle Lockungen des Lebensgenusses schon so gefährlich werden! Wenn ihn nicht Gott durch besondere Fügungen auf andere Wege bringt, so geht er bald mit der Masse dahin!“

„Ich kann es viel eher begreifen“, fiel Rode ein, „wenn ältere Personen sich mit dem Einerlei des geselligen Lebens begnügen, als daß ein begabter junger Mann, dem es doch Bedürfnis sein müßte, seine Kräfte zu brauchen, sich in demselben ganz befriedigt fühlen sollte.“

„Es sei denn, daß er sich schon frühe die Anschauung zu eigen mache“, fiel Arnold ein, „das Leben sei uns nur gegeben, damit wir die Tage desselben möglichst schnell und unmerklich dahinschwinden lassen, alles Unangenehme, alles Schwierige, alle Anstrengung möglichst ferne halten, und in dem behaglichen Leben und Lebenslassen alle Weisheit dieser Welt finden! Leider giebt es der Vertreter dieser Lebensphilosophie nur zu viele!

Gott gebe, daß unser Friedrich kein gelehriger Schüler derselben werde!“

Clara hätte viel darum gegeben, wenn sie den Muth hätte fassen können, in Rode's Gegenwart ihre jetzige Meinung von Friedrich auszusprechen. Der Gedanke war ihr fast unerträglich, daß er glauben könne, sie hege noch immer eine thörichte Neigung. Sie ahnte jetzt wohl, daß er sie früher errathen habe, und schrieb sein verändertes Betragen der Geringschätzung zu, die diese Entdeckung ihm für sie einflößen mußte. Scham und Stolz stritten in ihrem jungen Herzen und theilten ihren Zügen eine Bewegung mit, die den Beobachter wohl auf falsche Schlüsse führen konnte.

Lange saß Clara an dem Abend noch an dem Bette der Tante, der sie gebeichtet hatte, was sie beunruhigte. Sie begriff nicht, warum diese so sonderbar lächelte, als sie von ihrem Kummer darüber sprach, daß der Freund ihrer Aeltern, der Mann, der ihrer kranken Mutter so viel Trost und Beruhigung brachte, von dem ihr Vater nur mit der größten Achtung sprach, für sie allein so unfreundlich und kalt war.

„Und ich möchte doch gerade jetzt“, setzte sie hinzu, recht dankbar sein, da er die Mutter so sorgfältig und liebevoll behandelt; aber wenn ich ihm ein Wort des Dankes sagen möchte, und ihm dann in sein ernstes Gesicht sehe, das jetzt immer so aussieht, als ob die ganze Welt ihm nichts zu Gefallen thun könnte, vergeht mir wieder der Muth. Mutter sagt, er müsse eine große Sorge haben, weil er so verändert sei. Es ist doch traurig, daß wir nichts für ihn thun können, da

er so viel für uns gethan hat! — Ich freue mich nur, daß er jetzt auch eine Freude haben wird. Er hat den Aeltern erzählt, daß seine Schwester und sein Schwager ihn besuchen wollen. Vater hat ihn sehr gebeten, sie dann auch hierher zu bringen, da seine Junggesellenwirthschaft in N. doch nicht sehr geeignet sein kann, Gäste aufzunehmen. Ich freue mich sehr auf den Besuch, besonders da sie ihren kleinen Sohn mitbringen, der ein großer Liebling seines Onkels ist.“

„Ich auch“, sagte die Tante, „es sollen liebenswürdige Menschen sein. Wir wollen ihnen den Aufenthalt hier recht angenehm zu machen suchen; du wirst sehen, daß das auch den Bruder aufheitern wird.“

Eine Woche später kam auch wirklich Rode mit seinen Gästen, die, auf die herzlichste Weise empfangen, bald in dem kleinen Kreise heimisch wurden.

Rode's Schwager, der Secretair Winter, war eine heitere, gemüthliche Natur, und hatte alle Neigung, das Leben von der Sonnenseite anzusehen. In Kurland geboren und erzogen, nur wenige Jahre, seiner Studien halber, abwesend, war er an die Verhältnisse im Lande, gute und üble, so gewöhnt, daß er sie mit heiterer Lebensphilosophie als einmal unabänderlich annahm und sich, so gut es ging, in dieselben schickte. Wo ihn einmal etwas drückte, wußte er mit einem zuweilen beißenden Scherz die Sache abzuschütteln, ohne sich seine Stimmung dadurch verbittern zu lassen, und fand für

Alles, was ihm von außen unbequem werden wollte, den reichsten Ersatz in seinem häuslichen Leben, das er Jedem, der es hören wollte, als ein paradiesisches pries. Wirklich hatte er für seine Frau und für sein Söhnchen eine unbegrenzte Zärtlichkeit, die durch alles Scherzen und Neckeln, womit er sie zuweilen zu plagen schien, wie warme Sommerluft wehte.

Marie, seine Frau, war aber auch ein sehr anziehendes Wesen, äußerlich ihrem Manne so unähnlich als möglich, eher still als gesprächig, von der ruhigsten Haltung, nur selten, wenn Etwas sie interessirte, lebhafter redend; doch hatte sie für die Scherze ihres Mannes stets ein freundliches Lächeln, ja sie konnte oft recht herzlich lachen, wenn er es darauf anlegte, sie aus ihrer Ruhe zu bringen. Für den einzigen Bruder hatte sie eine fast leidenschaftliche Liebe, die er mit Wärme erwiderte, und es war rührend zu sehen, wie sie an seinen Blicken hing und seine Mienen beobachtete, um seine Gedanken darin zu lesen. Diese Liebe hatte sie auch ihrem kleinen Albert eingeflößt, dem sie den Namen des Bruders gegeben, und für den sie nichts mehr wünschte, als daß er ihm einst ähnlich werde.

Marie Winter war überrascht von Clara's Lieblichkeit. In der ersten Zeit seiner Bekanntschaft im Pastorat Wehlen hatte ihr der Bruder das Haus Arnold's als das einzige genannt, in dem er sich wohl fühlen könne, und ihr die einzelnen Glieder desselben mit Wärme geschildert, so daß Marie damals im Stillen gewünscht hatte, der Bruder möchte dort ein Band knüpfen, das ihn wieder an die Heimath, die ihm fremd geworden war,

fesselte. Später hatte er mündlich und in Briefen immer nur kurz seiner neuen Freunde erwähnt. Die Geschwister wußten, daß er Arnold's Hausarzt geworden war, fanden aber keine Veranlassung, auf ihre ersten flüchtigen Wünsche zurückzukommen. In der letzten Zeit hatte die Schwester mit Betrübniß den Voratz bei ihrem Bruder reifen sehen, Kurland wieder, und zwar für immer, zu verlassen und sich in Petersburg, wo er durch häufigen Aufenthalt heimisch geworden war, niederzulassen. Sie erfuhr sogar, daß er an seine Freunde dort geschrieben, damit sie bei Gelegenheit für seine Anstellung wirkten. Unruhig und betrübt über die Aussicht, den Bruder wieder in die Ferne ziehen zu sehen, hatte sie ihren Besuch bei ihm beschleunigt, und fand wirklich seine Stimmung trübe und seinen Plan immer mehr gereift. Die Einladung nach Wehlen war ihr willkommen, denn eine leise Ahnung von der Ursache seiner Verstimmung war ihr aufgestiegen. Es giebt Dinge, über welche eine Frage auch zwischen den nächsten Freunden und Verwandten nicht möglich ist, und Wunden, die auch die sanfteste Hand nicht berühren darf.

Mit weiblicher Feinheit errieth Marie in Wehlen sehr bald, daß ihres Bruders Kälte gegen das liebliche Mädchen ihm nicht natürlich war, und Clara's Schüchternheit in seiner Gegenwart, ihre fast demüthige Haltung ihm gegenüber rührte sie tief. Was mußte es nur sein, das dem gewöhnlichen Lauf der Dinge hier störend entgegengetreten war? Marie hatte eine so hohe Meinung von dem Bruder, daß sie sich die Möglichkeit kaum denken konnte, ihn zurückgewiesen zu sehen, wo er sich näherte.

Sie war überzeugt, in den wenigen Tagen ihres Aufenthaltes in Wehlen die Sache ergründen zu können.

Rode hatte bei Arnolds noch nicht von seinen Plänen gesprochen; er wußte, daß die Kranke zur Ruhe gehen würde, ehe er dieselben ausführen konnte, und wollte ihr die Beruhigung lassen, daß er ihr bis ans Ende mit seiner Freundschaft beistehen würde. Da er aber versäumt hatte, den Geschwistern dieselbe Vorsicht zu empfehlen, kam gleich am ersten Abend im Gespräch eine Andeutung auf seine Pläne vor.

„Sie wollen uns wieder verlassen!“ rief die Pastorin erschreckt.

„Nicht möglich!“ fiel Arnold ein. „Sie werden sich gewiß noch hier einleben, haben Sie nur etwas Geduld. Sie werden mit der Zeit finden, daß sich Manches ausgleicht, was Ihnen jetzt unerträglich erscheint, und manches Angenehme sich findet, wo sie jetzt nur Widerwärtigkeiten sehen. Ich will noch garnichts von Ihrem Plane hören, Sie müssen sich noch eines Bessern besinnen!“

„Es hat damit auch noch Zeit“, sagte Rode. „Selbst wenn ich wollte, könnte ich so schnell nicht fort. Man findet in Petersburg auch nicht gleich offene Arme, es war nur ein Plan für die Zukunft.“

Clara hatte überrascht von ihrer Arbeit aufgesehen, als Winter zuerst dieses Planes erwähnte. Sie sah eine flüchtige Röthe Rode's Stirn färben, als er sich zu dem kleinen Albert beugte, der an sein Knie gelehnt stand. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, die sie vergeblich zurückdrängen wollte. Sie dachte an die

Trauer der Mutter, die sich an die Besuche ihres lieben Arztes so sehr gewöhnt hatte, und an die Leere, welche der Vater empfinden würde, wenn sein neuer Freund wieder davonzöge; sie dachte auch mit Betrübniß daran, daß sie nun wohl in Unfreundlichkeit von einander scheiden würden, und das that ihr wehe.

Rode hatte anfangs vermieden, sie anzusehen; jetzt warf er einen flüchtigen Blick nach der Seite, wo sie saß, und es durchzuckte ihn fast wie Schrecken, als er ihre feuchten Augen sah. Sie stand auf, als wollte sie Etwas holen, und er sprach gebückt mit dem Kinde; aber sein Herz klopfte, als wollte es zerpringen. War die Thräne für ihn? Nein, nicht möglich! Sie hatte an die Krankheit der Mutter gedacht; sie war betrübt, daß diese einen andern Arzt brauchen würde. Er war ein Thor mit seinen raschen Gedanken! Aber das unruhige Herz wollte nicht wieder stille werden. Er zürnte sich selbst, daß der entfernteste Schein einer Hoffnung ihn wieder aus der mühsam errungenen Ruhe aufstörte. Er zwang sich, an dem allgemeinen Gespräch Theil zu nehmen, und hörte doch die leisen Tritte im Nebenzimmer. Clara wollte nicht finden was sie suchte, die Augen wollten nicht trocken werden. Endlich hauchte sie in ihr Tuch und hielt es auf die gerötheten Augenlider. Sie kehrte zurück und setzte sich wieder; als sie aber die Augen aufschlug, begegnete sie einem Blicke, der ihr in das Innerste des Herzens drang, so voll Liebe und Schmerz, so fragend und doch so traurig, daß es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel und sie

behend erkannte, wie falsch sie gedeutet hatte. Sie stand noch einmal auf, und kam lange nicht wieder.

„Sie sind doch erst seit einem Jahre wieder in Kurland“, sagte Arnold zu Rode gewandt. „Glauben Sie wirklich, daß das lange genug ist, um sich zu überzeugen, daß es Ihnen hier durchaus nicht wohl werden kann?“

„Ich fühle es nur zu deutlich“, erwiderte er, „wenn ich, was ich in diesem Jahre gesehen und beobachtet, mit den Erinnerungen aus meiner Jugend zusammenhalte, die, ich gestehe es, mir einigermassen aus dem Gedächtniß geschwunden waren, als ich hierher zurückkehrte. Hat man nie in anderer Umgebung gelebt, so ist man wohl eher geneigt, die hier herrschenden Uebelstände für den unabänderlichen Lauf der Welt zu halten und sich in sie zu schicken, so gut man kann; wie es denn meinem Schwager hier vortrefflich gelingt, der Alles, was er an Oppositionsgeist in sich verspürt, zu scherzhaftem Spott verbraucht.“

„Ich habe aber auch solch ein Sicherheitsventil für uns Beide nöthig“, sagte Winter lachend, „denn meine liebe Frau ist nur zu geneigt, die Dinge von der tragischen Seite anzusehen.“

„Du kannst nicht über mich klagen“, versetzte Marie lächelnd, „seit du mir erlaubt hast, mich ganz auf mein Haus und den allernächsten Bekanntenkreis zu beschränken. Jetzt, da ich so wenig von dem Leben und Treiben der Stadt sehe, habe ich mich mit ihr wieder ausgeföhnt; aber ich gestehe, daß ich nur ungern in größerm geselligen Kreise leben würde, weil mir der bis in die

untersten Classen fortwirkende Sonderungstrieb unerträglich ist.“

„Es ist wohl ganz natürlich“, sagte Arnold, „daß die Gesellschaft in verschiedene Kreise zerfällt, nach dem Grade des Reichthums, der Bildung, der Feinheit des Umgangs. Ein Uebelstand liegt nur darin, daß nach der Persönlichkeit und ihrer Befähigung für jeden einzelnen dieser Kreise nicht viel gefragt wird, sondern daß der Kastengeist den Rahmen hergiebt, in den man Alles einspannt. Am schroffsten erscheint jetzt die Trennung der sogenannten gebildeten Stände, die doch am meisten auf einander angewiesen und zu einem Austausch ihres Besitzes gezwungen sind.“

„Aus der scheinbar unwichtigen Trennung im geselligen Verkehr“, fiel Rode ein, „erwächst für die jüngere Generation das schlimmste Uebel: eine Saat ungemischten Junkerthums von der einen, und bitterer Abneigung von der andern Seite, was um so fühlbarer werden muß, weil eben jenes Austausch wegen eine völlige Trennung, die das Uebel erträglicher machen würde, nicht möglich ist.“

„Die große Verschiedenheit in den Vermögensverhältnissen“, sagte Tante Amalie, „macht in gewisser Beziehung einen lebhaftern Verkehr der beiden Stände doch kaum wünschenswerth. Wenn der jetzt herrschende Luxus aus den höhern Kreisen auch in das tägliche Leben des Mittelstandes eindringe, so könnte das doch nur die schädlichsten Folgen haben.“

„Gewiß, liebe Schwester“, erwiderte Arnold, „wenn der Unbemittelte nicht genug gesunden Sinn hat, um

sich vor dem verderblichen Wettstreit in dieser Richtung zu hüten. Leider dringt aber dieses Uebel unserer Zeit, trotz aller Abgeschlossenheit der verschiedenen Stände, schon bis in die untersten, und man legt den Grund dazu sehr häufig in der Erziehung. Die bürgerliche Jugend wächst jetzt fast unter derselben Behandlung auf, wie die Kinder des so viel reicheren Adels; da hat man sich später nicht zu wundern, wenn auch die materiellen Ansprüche zuweilen über die bestehenden Verhältnisse hinausgehen.“

„Sie möchten aber doch gewiß nicht“, sagte Marie und erröthete, weil ihr Mann sie mit diesem Punkt oft neckte, „daß wir weniger für die Ausbildung unserer Kinder thäten, als jetzt geschieht?“

„Für die wahre Ausbildung des Geistes kann nie zu viel geschehen“, erwiderte Arnold. „Es ist nur die Frage, ob Vieles, was wir in dieser Beziehung für nöthig halten, nicht mehr in das Reich der Mode gehört. Ich will aber nicht einmal von diesem geistigen Luxus reden, der immer noch seine Lichtseiten hat. Wir sind in unserer Zeit aber nur zu sehr geneigt, den Kindern an Genuß und Bequemlichkeit schon so viel zuzuwenden, daß eine Steigerung in spätern Jahren nicht möglich, und die Unzufriedenheit mit ihrem Loose ihnen recht eigentlich anezogen wird. In dieser Beziehung thäten wir sehr wohl, uns strenger in die Grenzen unseres Standes einzuschließen und keine Gleichheit erstreben zu wollen, die für die Zukunft aufrecht zu erhalten durch die Ungleichheit des Besitzes doch unmöglich wird. Diese Ungleichheit aber wollen wir als Gottes

Ordnung für alle Zeiten stehen lassen, denn nicht was der Mensch hat, giebt ihm seine Würde, sondern was er ist.“

„Da stimme ich Ihnen von Herzen bei“, sagte Rode. „Auch ist das eine Art von Ungleichheit, die trotz aller Versuche revolutionärer Epochen nie aufhören kann, so wenig wie die Verschiedenheit geistiger und körperlicher Begabung. Wir haben also eine vollständige Nivellirung der menschlichen Gesellschaft niemals zu fürchten, wie sie von denjenigen als verderblich angeführt wird, die alle die künstlich hervorgerufenen Unterschiede gern aufrecht erhalten möchten. Die Forderung aber dürfen wir machen, daß eben einer höhern Begabung irgend einer Art freier Raum gelassen werde, um sich zu entfalten und geltend zu machen, und was dem Wirken derselben hemmend entgegensteht, ist als schädlich anzusehen.“

„Bei uns, wo alle bedeutenderen Fähigkeiten sich nur auf dem Gebiete praktischen Wirkens zu üben pflegen, sind solche Schranken auch wohl fühlbarer als dort, wo in literarischer Thätigkeit ein weites Feld für sonst unbenutzte Kräfte gegeben ist“, sagte Arnold. „Wie schon Vater Goethe Alles, was ihn im Leben drückte und einengte, durch literarische Production loszuwerden wußte; wie er, was ihn innerlich gestaltlos beunruhigte, als Aeußeres dem betrachtenden Auge gegenüberstellte: so würden wir vielleicht manchem drückenden Lebensverhältnisse schätzbare Werke des Geistes zu verdanken haben, wenn diese Richtung angebahnt würde.“

„Es fehlt vielleicht auch nur daran, daß man die

öffentliche Meinung aufrufe gegen Uebel, die keine Regierungskunst der Obrigkeit abschaffen kann. Vielleicht würde auch ich mich noch in Kurland zufrieden geben, wenn ich Schriftsteller wäre und meinen Unmuth könnte drucken lassen. Da ich dazu aber keinen Beruf in mir fühle, bleibt mir nichts übrig, als mir für die Zukunft andere Lebenskreise zu suchen.“

Das Gespräch kam in diesen Tagen noch oft auf denselben Gegenstand zurück; man stritt viel über die Frage, ob und wie den herrschenden Mißverhältnissen abzuhelpen sei.“

„Es ist, wie bei allen Uebeln der Zeit, schwer, ein unfehlbares Heilmittel anzugeben“, sagte Rode. „Wie aber bei leiblichen Krankheiten schon viel gewonnen ist, wenn das Uebel erkannt wird, so wollen wir vorläufig nur wünschen, daß es als solches wirklich ins Bewußtsein der jetzigen Generation trete, und besonders von denjenigen erkannt werde, die es hervorgerufen und gesteigert haben. Der Einzelne hält sich gewöhnlich nicht für verantwortlich, wo irgend eine Geistesströmung herrschend geworden, und doch kann wieder nur von dem Einzelnen eine Gegenwirkung ausgehen, indem er sich selbständig der allgemeinen Richtung entgegenstellt und Aehnlichgesinnte um sich zu sammeln sucht.“

„Gewiß giebt es auch in den Reihen unseres Adels viele Edlere, die von der Billigkeit der Ansprüche der andern Stände überzeugt sind, und die, durch persönliche Eigenschaften ausgezeichnet, nicht nöthig haben, sich auf die Masse zu stützen, um überall Achtung zu finden. Wie wir aber, wenn wir uns selbst Nichts glauben

vorwerfen zu müssen, leicht vergessen, daß wir auch für das Uebel, das wir hindern konnten, verantwortlich sind, beruhigen sie sich nur zu leicht mit jenem verderblichen Erfahrungssatz, daß gegen den Strom nicht zu schwimmen sei.“

„Freilich kann das auch nur der Starke“, erwiderte Rode; „aber der allein ist auch berufen, die Menge nach sich zu ziehen.“

„Die Kräfte dazu fehlen auch gewiß nicht bei uns“, sagte Arnold, „sie schlummern nur, eingewiegt von dem Einerlei des bequemen Lebensgenusses, und beherrscht von der Selbstsucht des im ruhigen Besitz seiner Vorrechte Lebenden. Möchten sie geweckt werden durch die sanfte Gewalt der bessern Einsicht und nicht durch das rauhe Rütteln der Nothwendigkeit!“

Clara hörte diesen Unterhaltungen in einer sonderbaren Spannung zu. Sie mußte Rode in ihrem Innern Recht geben; sie fühlte, daß er mit seinen Ansichten nicht in Kurland bleiben könne, daß er nach seiner Persönlichkeit sich nie in die hier bestehenden Verhältnisse fügen würde; und doch that ihr seine Unzufriedenheit wehe, und seine bittere Stimmung betrübt sie.

Er blieb mit den Geschwistern mehrere Tage in Wehlen. Clara hatte sich mit Innigkeit an die wenige Jahre ältere Frau geschlossen, welche ihrerseits das liebe Mädchen mit besonderer Theilnahme beobachtete. Seit jenem Abend zog sich Rode, der sich nicht verrathen zu haben glaubte, wieder in die frühern Schranken zurück; aber unwillkürlich wurde sein Ton milder, wenn er mit Clara und der Schwester sprach, die ihm, wenn

sie allein war, mit Lebhaftigkeit Clara's Liebenswürdigkeit rühmte. Die Art, wie er das aufnahm, bestärkte sie in ihren Vermuthungen, und sie konnte nicht unterlassen, ihrem Manne gelegentlich die Hoffnung zuzulüftern, den Bruder doch noch mit Kurland auszuföhnt zu sehen.

„Ich kann solche Quälereien nicht leiden“, sagte Winter. „Wenn er sie liebt, warum sagt er es ihr nicht? Er wird dann schnell genug erfahren, was er zu hoffen hat. Du weißt, wie wenig ich zu warten verstand, als deine schönen Augen mir's angethan hatten“, fügte er hinzu, indem er sie zärtlich umfaßte.

„Du hast auch weniger dabei gewagt, mein Alter“, erwiderte sie lächelnd. „Du hättest Dir vielleicht mit einem Scherz meine Wenigkeit aus dem Sinn geschlagen, wenn ich nicht zufälligerweise mit einem Ja so schnell bereit gewesen wäre. Albert aber sieht die Sache gewaltig ernst an, und ich weiß, wie viel er leiden würde, wenn seine Neigung nicht Erwidderung fände.“

„Das scheint mir nicht wahrscheinlich, wenn meine Menschenkenntniß mich nicht trügt. Ich habe ihre Befangenheit wohl bemerkt, wenn er sich nähert. Wenn sie vorher auch lebhaft gesprochen und gescherzt hat, wird sie still, wenn er ins Zimmer tritt, und ihre Wangen färben sich höher.“

„Das habe ich auch wohl gesehen“, erwiderte Marie; „aber doch macht es mich irre, daß sie eine so sichtliche Scheu vor ihm hat.“

„Die kennst du freilich nicht aus Erfahrung“, sagte Winter lachend und streichelte seine Wange mit ihrer

weichen Hand. „Ich habe es nie dahin bringen können, dir einige Ehrfurcht einzuslößen.“

„Du kannst mit allen Gefühlen zufrieden sein, die du mir eingeslößt hast“, erwiderte Marie, indem sie scherzhaft seine Wange klopfte. „Jeder hat seine Weise!“ Damit wollte sie forteilen, er aber hielt sie noch eine Weile gefangen, und es lag freilich nichts Ehrfurchtgebietendes in dem Blicke, mit dem er ihr in die Augen sah.

Der kleine Albert hatte eine entschiedene Vorliebe für Clara gefaßt, die mit der liebevollsten Bereitwilligkeit ihm allerlei kleine Freuden zu bereiten wußte. Am glücklichsten aber war er, wenn sie ihm kleine Lieder vorsang, oder ihn lehrte, sie nachzusingen.

„Onkel Albert“, sagte er einmal, als er auf Rode's Knie saß, „liebst du auch Clara's Liederchen?“

„Die liebe ich sehr“, sagte Rode und sah Clara lächelnd an. „Wenn wir sie nur öfter hörten!“

„O, komm nur zum Klavier, dann singt sie gleich“, sagte der Kleine, indem er rasch heruntersprang und den Onkel mit sich ziehen wollte.

„Dürfen wir?“ fragte Rode aufstehend.

„Es wird mir schwer werden, Albert's Geschmack und den Ihrigen zugleich zu treffen“, sagte Clara, indem sie zum Klavier ging.

„O nein, singen Sie nur Albert's Lieblingslieder“, bat Rode, und setzte sich mit dem Kleinen auf einen Stuhl in der Nähe.

Clara sang mehrere kleine Volkslieder, während ihr kleiner Freund sich oft triumphirend nach seinem Onkel

umsah, als wollte er ihn zu Beifallsbezeugungen aufordern. Dieser schwieg aber, und der Kleine, der das Wohlgefallen nicht lesen konnte, das aus seinen Blicken sprach, sagte ärgerlich: „Onkel Albert, wenn du dich nicht freust, wird Clara auch nicht mehr singen.“

„Denkst du denn, daß sie singt, um mir Freude zu machen?“ fragte Rode halblaut.

„Clara liebt uns doch Beide“, sagte der Kleine, dem eine gewisse Wehmuth aus dem Ton klang. „Liebst du nicht Onkel Albert?“ fragte er, indem er zu Clara lief und ihr ins Gesicht sah, das mit feuriger Gluth übergossen, sich zu ihm herabbeugte. Sie that als verstünde sie ihn nicht; Rode aber stand rasch auf und trat zu den Uebrigen, die eben aus dem Nebenzimmer herbeikamen, um auch zuzuhören. Clara wünschte sich weit fort von hier. Sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen und hatte eine wahre Angst vor einer neuen Frage des Kleinen. Als sie jetzt von den Uebrigen gebeten wurde, noch weiter zu singen, hatte sie ihre ganze Kraft nöthig, um sich so weit zu überwinden; aber die Stimme bebte merklich, und ihr verging fast der Athem.

„Dir ist nicht wohl, mein Kind“, sagte der Vater, besorgt zu ihr tretend, „was hast du nur? Wie dein Gesicht glüht! Komm, leg' dich nieder, singe heute nicht mehr.“ Clara ließ sich in ihr Zimmer führen, versicherte, ihr würde bald besser werden, und bat nur, sie ruhen zu lassen. Die Mutter sprach davon, den Doktor zu ihr zu rufen; sie bat aber ängstlich, das nicht zu thun, ein wenig Schlaf würde sie gewiß bald herstellen. Man



ließ sie endlich allein, und ein Strom von Thränen machte dem gepreßten Herzen Luft.

„Ein sonderbarer Zufall!“ sagte der Vater arglos, als er zu den Uebrigen zurückkehrte. „Das Mädchen ist doch sonst nicht nervös. Wenn es nur nicht der Anfang einer Krankheit ist“, setzte er zu Rode gewandt hinzu. Dieser murmelte eine etwas unverständliche ärztliche Meinung.

Clara konnte sich lange nicht entschließen, ihr Zimmer wieder zu verlassen. Was mußte Rode von ihr denken? Sie hatte in der Zeit seiner scheinbaren Unfreundlichkeit sich so sehr daran gewöhnt, sein Urtheil zu fürchten, daß sie noch immer nicht wagte, den Ton früherer Zeiten wieder anzunehmen. Ja sie hätte bald die Ueberzeugung gewonnen, daß sie an jenem Abend sich geirrt, wenn nicht noch jetzt mancher Blick und manches Wort von ihm sie wunderbar bewegt hätten. Und doch war dieses Gefühl so ganz anderer Art als jenes, das durch Friedrich's Huldigungen in ihrem jungen Herzen geweckt wurde. Wenn sie damals das süße Bewußtsein gehabt hatte, der Gegenstand seiner feurigsten Verehrung zu sein, wenn sie gesehen hatte, wie Freude und Leid des schönen Jünglings von ihrem Lächeln, ihren Worten abhing, so fühlte sie jetzt in innerster Seele, daß sie die Beherrschte war, daß sie nichts mehr that, sprach und dachte, ohne sich zu fragen, was Rode davon denken würde, daß ihre Ruhe von seinen Mienen, ihre Zufriedenheit von seinem Urtheil abhängig war. Wie seine Kälte sie geschmerzt hatte, wie sein Wunsch, sich zu entfernen, ihr wehe gethan, so hatten einzelne

Aeußerungen in diesen letzten Tagen, der Ton seiner Stimme, wenn er, wie er nach langer Zeit wieder that, zuweilen die Rede an sie richtete, eine unerklärliche Unruhe in ihr Herz gebracht. Sie hätte aus seiner Gegenwart fliehen mögen, und horchte doch auf seinen Schritt, wenn er abwesend war; sie wagte nicht ihn anzusehen, und hätte doch immer so gern in seinen Zügen gelesen, was er dachte.

Am nächsten Morgen sollte Rode mit den Geschwistern Befehlen verlassen. Clara entschloß sich endlich, wieder in der Gesellschaft zu erscheinen; aber sie vermied ihren kleinen Liebling, und hielt sich ängstlich in der Nähe der Mutter. Die Aeltern beruhigten sich mit der Versicherung, daß sie wieder wohl sei, und die Uebrigen hatten Partgefühl genug, um zu thun als hätten sie ihre Bewegung nicht bemerkt. Rode hielt sich entfernt und ging lange mit der Schwester auf und nieder, die nur noch einen Tag bei ihm im Städtchen bleiben konnte und mit Schmerz an die nahe Trennung dachte.

Man trennte sich am andern Morgen ungerne von den liebgewordenen Gästen. Marie umarmte Clara mit schweesterlicher Zärtlichkeit. Sie zweifelte fast nicht mehr daran, daß bald ein engeres Band sie an einander knüpfen würde. Der kleine Albert konnte nur mit Mühe getröstet werden, als Clara ihm erklärte, daß sie nicht mitfahren könne, und Rode versprach bald wiederzukehren, da Arnold mit Besorgniß von dem Befinden seiner Frau sprach.

Clara fühlte sich fast erleichtert als die Gäste geschieden waren, und doch schien ihr die Leere, welche

eingetreten, bald unerträglich. Sie versuchte die verschiedensten Beschäftigungen, und hatte doch für keine derselben die nöthige Ruhe. Der Vater betrachtete sie besorgt, wenn sie bei Tische die Speisen fast unberührt ließ, und wenn sie Morgens mit blassen Wangen aus ihrem Zimmer kam. Er hatte doch Recht gehabt, dachte er, wenn er eine Krankheit fürchtete.

Nach einigen Tagen kam Rode wieder. Es war am Nachmittag. Arnold machte einen Krankenbesuch in der Gemeinde, die Hausfrau lag auf ihrem Bette, die Tante Amalie und Clara saßen bei ihr. Als er eintrat, machte ihm Clara Platz neben der Mutter und verließ bald darauf das Zimmer. Nachdem die Kranke über sich selbst Rechenschaft gegeben, sprach sie mit Besorgniß von der Tochter, und bat den Freund, sich zu überzeugen, ob nicht doch ein schleichendes Fieber die Ursache ihrer veränderten Stimmung sei. Die Tante bemerkte, daß er auffallend blaß geworden war, als er ohne ein Wort zu erwidern jetzt aufstand und hinausging.

Am Fenster im Wohnzimmer stand Clara und sah in den rothen Abendhimmel, von dem die Sonne eben verschwunden war, da hörte sie langsame Schritte, ihr Herz klopfte hörbar. Als sie sich umwandte, stand Rode vor ihr. Sie zitterte so heftig, daß sie sich an einen Stuhl halten mußte.

„Fräulein Clara“, sagte er mit leiser, tiefer Stimme, und seine bebenden Lippen verriethen die innere Bewegung, „fürchten Sie sich wirklich vor mir?“

Sie sah ihn an und erschrak vor dem leidenschaftlichen Ausdruck seines Gesichts. Sie wollte antworten,

aber ihr fehlte der Athem und sie konnte nur den Kopf schütteln.

„Ich will Sie ja nicht erschrecken“, fuhr er mit gewaltiam unterdrückter Aufregung fort; „aber ich ertrage die Dual der Ungewißheit nicht länger. Ich habe vergebens gekämpft; sagen Sie mir, ob ich Sie lieben darf, ob ich endlich zeigen darf, was schon seit Monaten mich um alle Ruhe und allen Lebensmuth gebracht hat.“

Sie stand noch immer zitternd da und konnte kein Wort hervorbringen.

„Ich sehe“, sagte er endlich mit tiefem Schmerz, „ich quäle Sie. Verzeihen Sie mir — es soll nicht wieder geschehen.“ Er wollte sich entfernen, da streckte sie unwillkürlich die Hand nach ihm aus. Er faßte diese Hand, und ehe er es hindern konnte, hatte sie die seinige an ihre Lippen gedrückt.

„Clara!“ rief er bebend und ein Strahl des Entzückens brach aus seinen Augen. „Was thun Sie? Was soll ich glauben? Um Gottes Willen, sagen Sie ein Wort!“

„Ach, ich war so unglücklich, daß sie fortziehen wollten!“ flüsterte sie kaum hörbar und sah ihn mit einem so rührend bittenden Blicke an, daß er, alle Zurückhaltung vergessend, sie an sein Herz zog und einen Kuß auf ihre Lippen drückte. Sie verbarg ihre Thränen an seiner Brust. Lange standen sie wortlos da.

„Jetzt darf ich die Aeltern bitten, mir ihr Kind anzuvertrauen?“ fragte er endlich, und sah ihr mit unaussprechlicher Liebe in das glühende Gesicht. „Was werden sie sagen?“

„Die Aeltern lieben Sie lange schon“, sagte Clara durch Thränen lächelnd. „Ach, wäre Mutter nur gesund!“

„Wir pflegen sie jetzt zusammen“, sagte Rode mit wehmüthigem Ernst und drückte Clara's Hände an seine Lippen.

„Wo ist der Vater?“ fragte er endlich, sich losreißend. Da hörte man auch schon seine Stimme im Vorzimmer. Clara entfloß in das ihrige; in solcher Aufregung konnte sie sich der Mutter nicht zeigen. Die Tante trat nach einer Weile ein und Clara fiel ihr mit Thränen um den Hals. Sie errieth Alles und drückte ihren Liebling mit herzlicher Freude an ihr Herz. Rode war mit Arnold auf dessen Zimmer. Die Berathung dauerte nicht lange. Mit tiefer Nührung führte er den lieben Freund der Tochter zu, und ging dann zu der Kranken, um ihr so ruhig als möglich das Geschehene mitzutheilen. Bald darauf wurden Beide zu der Mutter gerufen, die mit freudestrahlenden Augen ihnen die Arme entgegenstreckte. Clara sank am Bette der Mutter auf ihre Kniee und bedeckte deren Hände mit Küffen. Als die Kranke darauf leise betend die Tochter segnete, kniete auch Rode tiefgerührten Herzens neben ihr, und die Mutter legte die Hände auch auf sein Haupt. Es war ein Augenblick ernster Weihe. Er fühlte sich von den heiligsten Banden des Familienlebens umschlungen und für immer gefesselt in dieser süßen Gemeinschaft. Es kam nach langen Jahren wieder ein Kindesgefühl in seine Brust; aber durch den innern Jubel beglückter Liebe klang auch ein Ton der Wehmuth und erinnerte

ihn daran, daß im Familienleben Leid und Freude gar nahe bei einander stehen. Aus den schon halb verklärten Zügen der frommen Frau sprach eine ernste Mahnung an sein Herz, das Kind, das sie in seinen Armen zurückließ, für den Himmel zu bewahren in Liebe und Glauben, und nicht, betäubt von irdischer Leidenschaft, ihr Heil nur auf der Erde suchen zu lehren.

Es ist dies eine Verantwortlichkeit, an welche die wenigsten Männer denken, wenn sich ein junges Geschöpf mit dem ganzen Vertrauen weiblicher Hingebung in ihre Arme wirft. Es ist so süß, alles Denken, Hoffen und Wünschen der Geliebten auf sich allein gerichtet zu sehen, das Idol zu sein, dem sie ihre ganze Selbstständigkeit opfert, daß Wenige die Selbstverläugnung haben, der irdischen Leidenschaft nicht die vollständige Herrschaft in der Seele der Frau zu wünschen. Es ist dem weiblichen Herzen ein schönes Bedürfniß, den Mann seiner Liebe weit über das ganze Menschengeschlecht zu erheben, sein Urtheil zur leitenden Richtschnur ihres Fühlens und Denkens, seinen Glauben und nur zu oft auch seinen Unglauben zu dem ihrigen zu machen. Wie wenige Männer giebt es, die, der eigenen menschlichen Schwäche gedenkend, freiwillig solcher Vergötterung entsagen und sich christlich demüthig neben die Frau stellen, sie leitend und stützend auf dem Wege der Vollendung. Wie selten wird die Ueberlegenheit auf diese Weise gezeigt, und wie oft jene Vergötterung schmerzlich vermist, wenn das Alltagsleben die Menschennatur des Idols nur zu deutlich zeigt.

Niemand war geneigter zu solcher Vergötterung als

Clara. Ja sie war sich für den Augenblick ihrer Liebe weniger bewußt, als ihrer Verehrung für den Mann, der so viel gereifter als sie, sie fast als ein Kind betrachten mußte. Erst als an diesem Abend die Worte der Liebe in ihrer ganzen bezaubernden Gewalt in ihr Ohr drangen, als Rode die ganze Fülle des lange zurückgehaltenen Gefühls vor ihr ausströmen ließ, da fühlte sie sich gehoben und als Gegenstand solcher Liebe in ihren eigenen Augen ein würdigeres Wesen.

Als Rode von seiner wachsenden Leidenschaft sprach und leise andeutend von der Ursache seiner spätern Zurückhaltung, da sagte Clara mit tiefem Erröthen und doch erleichtert, daß sie ihr Herz gleich heute von dieser Last befreien konnte: „Kannst du mir diese Thorheit jemals verzeihen? Ich danke Gott, daß er mich sobald zur Erkenntniß meines Irrthums brachte; aber ich werde es nie vergessen, daß ich dir ahnungslos so viel Schmerz bereitete. Wie konntest du dich nur so bald zurückziehen! Ich hätte doch früher aus meiner Verblendung erwachen müssen. Wie sollte ich ahnen, welch ein Herz ich kränkte!“

„Man ist in eigener Sache ein gar unzuverlässiger Richter, meine Clara. Das machte mich mißtrauisch gegen mich selbst. Ich war ungerecht gegen den jungen Mann, und mußte doch gestehen, daß ich neben ihm vor deinen jugendlichen Augen nicht Gnade finden konnte. Ich fühlte alle Pein der Eifersucht, und mußte es doch für natürlich halten, daß er dein Herz gerührt hatte. Ich wußte, daß du früher oder später zur Erkenntniß der Mißverhältnisse kommen müßtest, die deiner Reigung drohten; aber ich war zu stolz, diese Erkennt-

niß beschleunigen zu wollen. — Gottlob, das Alles ist vorüber! Vielleicht hätte ich das namenlose Glück des heutigen Tages nicht in dem Grade gefühlt, wenn nicht so viel Leid vorausgegangen wäre!“

„Ich wenigstens hätte nie gewußt, was ich besitze, wenn ich nicht vorher die Flüchtigkeit jugendlicher Neigungen erkannt hätte“, sagte Clara und sah mit einem Blicke innigen Vertrauens zu ihrem Verlobten auf.

Am folgenden Tage schrieb Rode an die Geschwister, Clara an ihre Freundin Ella, obgleich diese schon in kurzer Zeit zu Hause erwartet wurde.

Meine geliebte Ella.

Wünsche mir Glück zu dem schönsten Tage meines Lebens. Der beste, edelste Mann nennt mich seit gestern seine Braut. Du hast Rode nur wenig gesehen; bald wirst Du ihn näher kennen lernen und mich glücklich preisen. Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen!

Theile Deinen lieben Aeltern und Geschwistern meine Verlobung mit, ich bin ihrer Theilnahme gewiß. In Freude und Leid bleibe ich stets Deine treue Freundin  
Clara.

In einem Winkel ihres glücklichen Herzens lauerte ihr jungfräulicher Stolz und konnte sich diese kleine Rache nicht versagen. Lächelnd warf ihr Rode den triumphirenden Ton ihres Billets vor, aber sie wollte Nichts daran ändern.

„Habe ich nicht Ursache zu triumphiren“, sagte Clara ernster, „da mir statt des Lohnes meiner Thorheit so viel Glück zu Theil geworden ist?“

Die Saison in Mitau war zu Ende. Alles war erschöpft von den letzten Tagen der rauschendsten Vergnügungen. Wer vom Lande war, rüstete sich zur Abreise.

Clara hatte die Aeltern, besonders die Mutter, durch trotzigem Widerstand geärgert, als in der Person des Herrn von F. ein reicher, solider Bewerber auftrat. Adelheid hatte sich tadellos betragen, war aber zu wenig bewundert worden. Friedrich hatte seine Lehrzeit in der Gesellschaft überstanden. Er war trotz seiner Jugend ein gewandter Cavalier geworden, von der Damenwelt verwöhnt und gesucht; aber er war verstimmt und mißmuthig. Die Gräfin Neudorf hatte ihn bei Seite geschoben und behandelte ihn wieder wie einen Knaben, seit ein Stern erster Größe am Horizont der Gesellschaft aufgegangen war. Ein glänzender Fremder, Graf A., zog alle Aufmerksamkeit der Damen auf sich. Friedrich hatte mehr Geld ausgegeben als der Vater wünschte, das verstimmt diesen. Außerdem sah er übel aus, seit er sich nach einem Balle heftig erkältet. Er klagte über häufiges Kopfsweh und beschleunigte die Abreise.

Friedrich verbiß seinen Verdruß, als Clara's Brief ankam; es war kein Schmerz, den er bei der Nachricht von ihrer Verlobung empfand. Ihr Bild war mit der ganzen Poesie seiner Jugend in den Hintergrund getreten. Er war jetzt über solche jugendliche Schwärmerei weit hinaus; es schien ihm, als seien Jahre seit jener Zeit seiner ersten Liebe vergangen.

Die Familie Hanau kehrte nach Wehlen zurück. Friedrich war von der kurzen Reise angegriffen; er fühlte

sich ernstlich unwohl. Wenige Tage darauf war er von einem schweren Nervenfieber ergriffen, und lag bewusstlos in heftigen Phantasien. Die Aeltern waren außer sich. Herr von Hanau kam selbst ins Pastorat, als er Rode dort wußte, und bat ihn dringend, die Behandlung seines Sohnes zu übernehmen, da er ihn unmöglich dem benachbarten Arzte anvertrauen könne. Da Rode diesen Collegen wirklich als wenig zuverlässig kannte, willigte er ein.

Er fand den jungen Mann in sehr bedenklichem Zustande. Bald steigerte sich derselbe bis zur äußersten Lebensgefahr. Die Blicke der ganzen Familie hingen an Rode's Mienen, wenn er aus dem Krankenzimmer kam, und seine Worte wurden wiederholt wie Orakelsprüche. Man begegnete ihm wie einem Retter aus äußerster Noth. Er nahm das mit ernster Ruhe auf; aber er selbst hatte den heißen Wunsch, den Jüngling zu retten, weil er die Erinnerung an seine einst so feindliche Gesinnung gegen ihn nicht loswerden konnte. Alle Zeit, die er seinen anderweitigen Pflichten abgewinnen konnte, brachte er an seinem Bette zu, Tag und Nacht zu jeder möglichen Hülfe bereit. Er hörte oft mit Rührung zwischen den wilden Phantasien, die den Kranken ruhelos in das Gewühl fremder Menschen zu drängen schienen, klagende, sanfte Bitten um den Frieden schönerer Tage. Er sprach dann mit leiser Stimme von seiner stillen Liebe, von Clara's Liedern, von ihrer Schönheit und Anmuth. Er wollte zu ihr, da drängte sich wieder eine Fluth von Menschen zwischen sie und ihn, und wieder raste er in vergeblichem Widerstande.

Wochen vergingen und es wollte keine Besserung eintreten. Endlich gelang es, eine rettende Krisis herbeizuführen. Die Gefahr ging vorüber; es war nur noch die äußerste Schonung des Kranken nöthig. Friedrich erkannte Rode mit Befremden als seinen Arzt und schien anfangs eine gewisse Scheu vor ihm zu haben. Erst als er die Freundlichkeit und Güte fühlen konnte, mit der er von ihm behandelt wurde, faßte er Vertrauen. Auch sah er die Dankbarkeit, mit welcher seine Aeltern ihm als den Retter ihres Sohnes begegneten, und hörte endlich von diesen, mit welcher Aufopferung er seine Pflege geleitet hatte.

Rode fühlte sein Herz von einer Last befreit, als Friedrich in der Genesung war. Wie es zu geschehen pflegt, daß man eine Zuneigung für die Personen faßt, denen man einen großen Dienst geleistet, so hatte er ein lebhaftes Interesse für den Jüngling gewonnen, und erinnerte sich jetzt alles dessen, was er sonst bei Arnolds Liebes und Gutes von ihm gehört hatte. Es erwachte der innige Wunsch in ihm, ihn wieder auf die Bahn edlern Strebens zu lenken, und Clara hörte mit Nührung von seinen Hoffnungen für den ehemaligen Nebenbuhler.

Defter als der körperliche Zustand des Genesenden forderte, besuchte ihn sein Arzt, häufig auch von Arnold begleitet. Es wurden dann im Krankenzimmer Gespräche geführt, wie Friedrich sie lange nicht gehört, Fragen erörtert, die er sich in letzter Zeit für überflüssig zu halten gewöhnt hatte. Allmählig wußten ihn beide Männer selbst in ihr Gespräch zu ziehen, ihm die Freude an geistiger Anregung wiederzugeben. Wie ein

wüster Traum trat die Erinnerung an die letzten Monate in den Hintergrund. Mit der neuen Lebenskraft erwachte auch wieder ein neues Streben, sorgsam genährt von seinen beiden ältern Freunden. Um seiner leiblichen, wie seiner geistigen Gesundheit willen verbot Rode für die nächsten Wochen noch allen Zufluß an theilnehmenden Gästen. Friedrich sollte erst körperlich und geistig erstarken. Die Freude an dem erwachenden Frühling sollte vorläufig seine einzige Zerstreuung sein, und Pläne für die beste Benutzung der nächsten Jahre seine einzige Beschäftigung.

Mit Wärme sprachen Arnold und Rode in Friedrich's Gegenwart von dem reichen, herrlichen Wirkungskreise, der dem wohlhabenden Gutsbesitzer in Kurland gegeben ist, mit Begeisterung von dem Guten, was er stiften, von dem Schönen, was er genießen könne. Sie beneideten ihn um seine Muße für die Wissenschaft, um die Gelegenheit zur praktischen Anwendung derselben, um seine Mittel für thätige Menschenliebe, und um seine Stellung, die es ihm möglich macht, auch in weiteren Kreisen für das Wohl des Landes zu wirken.

Friedrich fühlte sich wunderbar gehoben durch diese Anschauungsweise, und gelobte sich, sie fest zu halten, nie wieder in den Wahn zu verfallen, als sei er auf seinen Platz gestellt; nur um die Freuden des Lebens bequem zu genießen. Noch ehe er vollkommen genesen war, nahm er dem Vater das Versprechen ab, ihn noch in diesem Sommer seine weiteren Studien beginnen zu lassen. Er wollte keine Zeit mehr verlieren, sich seines schönen Berufs würdig zu machen, denn er hatte seine

eigene Schwäche zu gut kennen gelernt, um sich noch ferner in die Versuchung zu begeben, der er schon einmal erlegen.

Die Aeltern beruhigten sich damit, daß sie ihren Sohn vollkommen fähig gefunden, es seinen Standesgenossen in jeder gewünschten Eigenschaft gleich zu thun; sie fürchteten nicht mehr, ihn in gelehrte Bedanterie verfallen zu sehn. Die erste Liebe hatte er auch gefahrlos überstanden; so konnte man ihn getroßt in die Welt ziehen lassen.

Das erste Wiedersehen zwischen Clara und Friedrich war ein Prüfstein für Beide. Clara fühlte da erst, wie ganz ihr Herz ihrem Bräutigam gehörte, als sie vollkommen ruhig dem Gespielen ihrer Kindheit die Hand reichen konnte, die dieser, was er in den Tagen der Leidenschaft nicht gewagt, erröthend an seine Lippen drückte.

Friedrich fühlte sich gedemüthigt und doch beruhigt durch Clara's Benehmen. Er mußte sich gestehen, daß sie anziehender war als jemals, und daß die Sicherheit, die ihr der Brautstand gab, ihr vortrefflich stand. Als Ella ihm später erzählte, mit welchem Entzücken Clara von ihrem Verlobten spreche, gedachte er mit einem Seufzer der Vergänglichkeit menschlicher Neigungen. Doch war er zu edel, um nicht die Ueberlegenheit seines ehemaligen Nebenbuhlers anzuerkennen, und zu gutmüthig, um Clara nicht alles Glück zu gönnen, das ihr zu Theil geworden.

Der Frühling, der dem Jüngling Genesung brachte, beschleunigte das Ende der Kranken im Pastorat. Mit ruhiger Ergebung sah sie selbst demselben entgegen. Ihr Haus war bestellt, sie konnte jetzt zur Ruhe gehen. Clara war in guten Händen, und Tante Amalie hatte versprochen des Bruders Einsamkeit zu theilen. Die Sehnsucht nach dem Vorausgegangenen wurde immer lebhafter. Ihr längeres Leiden konnte ja auch den Ihrigen nur längern Schmerz bereiten.

Mit liebevoller Schonung hatte Rode Clara auf die nahe Auflösung der Kranken vorbereitet. Sie weinte ihre Thränen an seiner Brust und konnte der Mutter mit Fassung beistehen. Mit tiefem Schmerz sah Arnold die Gefährtin seiner Jugend dahingehen. Bald sollte sein Haus ganz öde werden. Er brauchte alle seine Kraft; um die Ergebung in Gottes Willen, die er so oft gepredigt, nun selbst zu üben.

Die Todesstunde schlug und verging, wie alle Stunden unseres flüchtigen Erdenlebens; die Thränen flossen und versiegten wie alle Thränen im wandelbaren Menschenantlitz. — Die Mutter ruhte schon seit Monaten an der Seite ihres Lieblings, als Clara an ihrem Grabe stand, neben ihr der Mann, für den sie Alles, was ihr bisher theuer gewesen, zu verlassen gelobt hatte. Sie kamen aus der Kirche, wo, nur von den nächsten Angehörigen und Freunden umgeben, Arnold sein einziges Kind dem Freunde angetraut hatte.

Nicht unter fröhlichem Jubel der Hochzeitsgäste war dieser Bund geschlossen. Unter Leid und Sorge groß gezogen, war die Liebe dieses Paares durch den Ernst

des Lebens gereift. An dem noch frischen Grabe der Mutter reichten sie sich noch einmal die Hände, und Clara wiederholte leise: „Bis der Tod uns scheidet!“ — „Und bis über den Tod hinaus auf Wiedersehen!“ setzte Rode freudig hinzu.

Die Neuvermählten zogen bald in die Ferne. Schneller als er es geglaubt, hatte sich für Rode eine Laufbahn in Petersburg eröffnet. Hochgestellte Personen, die seine rühmliche Thätigkeit im letzten Kriege kannten, verwendeten sich angelegentlich für ihn, und er erhielt eine ehrenvolle Stellung im Dienst der Krone. Zwar hatte er die Entscheidung Clara und dem Vater überlassen, denn es schien ihm grausam, diesem jetzt die Nähe des Kindes zu entziehen; aber Beide wollten das Opfer nicht annehmen, dessen Größe sie kannten.

Einige Monate später wurde eine fröhlichere Hochzeit in Wehlen gefeiert. — Ohlsen war bange geworden, als er von Ella's reichem Freier im vorigen Winter gehört. Er konnte auf neuen Urlaub nicht warten, und hatte aus Petersburg geschrieben und um Ella's Hand gebeten. Dem lebenswürdigen Sohne des wohlwollenden Nachbarn wurde sie nicht verweigert, als die Besitzerin erklärte, daß ihr doch Niemand besser gefallen.

Statt des Urlaubs bat er nun um seinen Abschied, obgleich Ella mit Bedauern daran dachte, daß er keine Uniform mehr tragen würde. Er versprach wenigstens die Mütze beizubehalten, und sie gab sich zufrieden. Die Bedingung einer lustigen Hochzeit war ihr von den Aeltern zugestanden worden. Ella zog in Ohlsen's etwas altmodisches Haus und wurde der Augapfel ihres alten

Schwiegervaters. Sie behauptete noch nach Jahren, der beste Tänzer sei auch gewöhnlich der beste Mensch, wie sie an ihrem Manne erfahren.

Friedrich war, sobald er genesen, ins Ausland gegangen. Reisende Kurländer versicherten, er sei vollständig unter die Gelehrten gerathen und ungenießbar geworden. Der Vater tröstete wieder: „Laßt ihn nur, er wird sich schon machen!“

Frau von Hanau wurde irre an dem Geschmack der eleganten Welt, als sich für Adelheid kein Freier fand. Sie zog nicht mehr für den Winter in die Stadt und fing an, eine ernste Lebensrichtung zu preisen.

Fünf Jahre waren vergangen. Es war wieder Pfingstsonnabend und im Pastorat Wehlen Alles bereit zur Aufnahme lieber Gäste. Da fuhr ein Reisewagen in das Gehöft.

„Sie sind da!“ rief Tante Amalie in des Bruders Zimmer hinein und eilte hinaus. Eilig folgte er ihr.

Freudestrahlend warf sich Clara in des Vaters Arme, während die Tante mit Entzücken zwei blühende Kinder herzte, die in ihrer Umarmung sich nach dem Großvater umsahen, den ihnen die Mutter versprochen. Fünf Jahre der Einsamkeit hatten aus dem rüstigen Manne einen Greis gemacht, dessen gebleichtes Haar recht großväterlich zu dem noch lebhaften Gesichte stand. Mit Rührung streichelte Clara das graue Haar, als der Vater jetzt ein Entelchen nach dem andern in seine Arme nahm.



Tante Amalie umarmte die Nichte immer wieder aufs Neue, und konnte sich nicht satt sehen an der schönen Frau.

Clara war allein mit den Kindern gekommen, Kade sollte sie in einigen Wochen abholen, da er sich nur auf kurze Zeit losmachen konnte. „Ich wäre vielleicht auch eifersüchtig, wenn es dir in der alten Heimath zu wohl würde“, hatte er ihr lächelnd gesagt, als sie an diesem Plane bessern wollte.

Am Nachmittage des ersten Feiertages sah Clara sich umgeben von alten Freunden, die sie schon Morgens vor der Kirche begrüßt hatten. Unter ihnen war Friedrich, der, seit zwei Jahren wieder zu Hause, ein häufiger lieber Gast im Pastorate war. Mit väterlicher Freude sah Arnold an dem jungen Manne die Hoffnungen in Erfüllung gehen, die er auf die schönen Anlagen seiner Jugend gebaut. In blühender Gesundheit und gereifter Männlichkeit war er zurückgekehrt, mit einem reichen Schatz von Kenntnissen ausgestattet, und von dem regsten Eifer für seinen Beruf beseelt, der ihm in einem schönern Lichte erschien. Sein Vater sprach zwar von der Schwärmerei junger Volksbeglückter und von dem Strohfeuer aller Anfänger, war aber doch stolz auf den Sohn und gönnte ihm gern den bedeutendsten Theil an der Verwaltung der schönen Güter, da er daran dachte, sich bald ganz zurückzuziehen und mit Frau und Tochter in der Stadt zu wohnen, damit Friedrich einen eigenen Hausstand begründen könne.

Bei Arnold fand der junge Gutsherr die lebhafteste Theilnahme für seine Pläne, und stete Anregung für

sein geistiges Streben, während er selbst dem alten Freunde neues Leben in sein einsames Alter brachte. Herr von Hanau neckte seinen Pastor damit, daß er sich von der Schwärmerei der Jugend anstecken lasse, war aber doch gerührt von dessen Liebe für seinen Sohn, und hörte es gern, wenn Arnold den Wunsch oft wiederholte, Friedrich's Beispiel möchte segensreich auf seine jungen Standesgenossen wirken.

Mit den Thalhöffchen hatten Hanaus jetzt lebhaften Verkehr. Die Kinder dort waren herangewachsen, ihr ehemaliger Lehrer schon seit einiger Zeit Prediger geworden, Louise Molden zu einem lieblichen Mädchen erblickt. Clara hörte mit Vergnügen, daß man in der Gegend vermuthe, sie werde früh oder spät Friedrich's Frau werden.

Ella hatte nicht kommen können, weil ihr alter Schwiegervater auf dem Sterbebette lag. Der Bruder erzählte viel von der bisherigen Heiterkeit ihres etwas sonderbar organisirten Familienlebens.

Clara hatte herzliche Freude an dem Wiedersehen des liebenswürdigen Jugendgespielen, dessen Augen mit sichtlichlicher Bewunderung auf ihr ruhten. Anziehender als in den ersten Tagen der Jugend war sie, wenn sie, ihr kleines Mädchen auf dem Arm, mit weicher Hand die Locken ihres Knaben streichelte, und mit so ruhiger Freundlichkeit dem schönen Manne ins Gesicht sah, dessen Anblick kein höheres Noth mehr auf ihre Wangen rief.

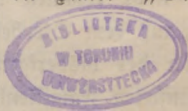
Wenn Friedrich noch eine egoistische Regung fühlte, so mußte er doch gestehen, daß Clara an seiner Seite nie die volle Zufriedenheit gefunden hätte, die jetzt aus

ihrem ganzen Wesen sprach, nie diese Harmonie der äußern Verhältnisse mit ihrer innern Welt.

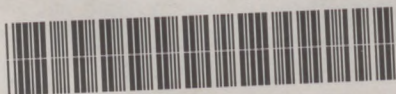
„Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr von Hanau“, sagte Clara, als sie kurz vor dem Aufbruch der Gäste einen Augenblick allein an einem Fenster standen, „wie dankbar ich Ihnen bin, daß Sie die Einsamkeit meines alten Vaters auf so freundliche Weise erheitern. Sie bringen ihm fast eine zweite Jugend mit ins Haus.“

„Was ich für ihn thun kann, ist immer zu wenig“, sagte Friedrich ernst, „da ich ihm für die bessere Hälfte meiner Jugend so viel Dank schuldig bin. Ohne Ihren Vater und meinen lieben Arzt wäre ich nie ein glücklicher, und noch weniger ein nützlicher Mensch geworden, wozu mir Gott doch jetzt vielleicht noch helfen wird.“

„Ich danke Ihnen für das gute Wort“, sagte Clara gerührt und reichte ihm die Hand. „Gott hilft Ihnen gewiß dazu!“



Biblioteka Główna UMK



300000243859

